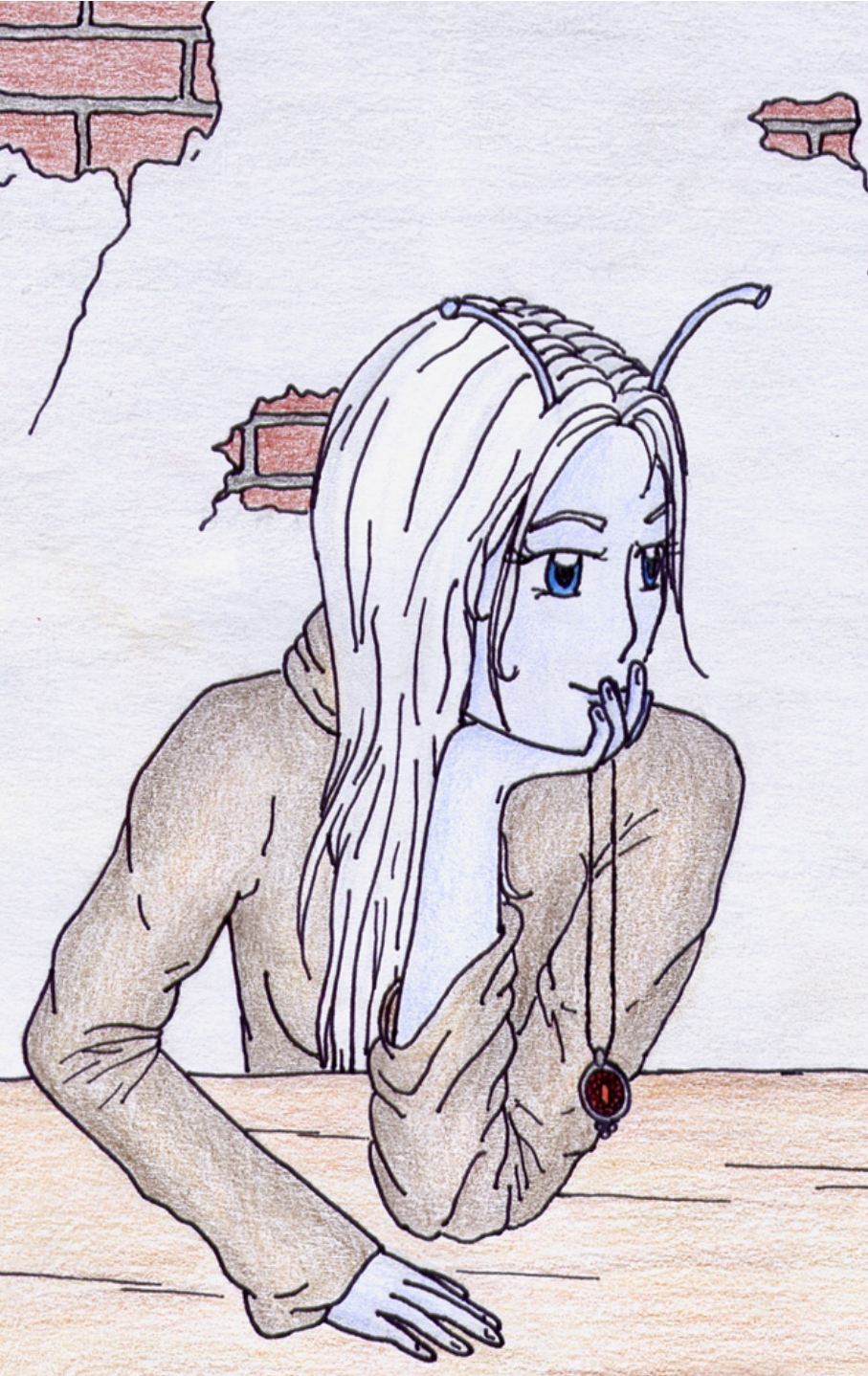
a novel by

Julian Wangler

STAR TREK #1

INNISFREE



Science-Fiction - Mysterythriller

Julian Wangler

Star Trek
INNISFREE
– Point of Departure #1 –

Roman
2009

Ω

www.startrek–companion.de

© 2009 Julian Wangler
STAR TREK is a Registred Trademark of Paramount Pictures
all rights reserved

Historische Anmerkung

Die folgende Geschichte findet in der frühen zweiten Hälfte des 23. Jahrhunderts statt, einige Jahre vor Beginn der vierten Fünfjahresmission der *U.S.S. Enterprise, NCC–1701,* unter James T. Kirk ab 2265.

Sie knüpft an die Ereignisse in der TV–Folge *Die Aenar* von *Star Trek: Enterprise* sowie die Romanepisoden der *Enterprise Season 5 5x04: Mummy's Wedding* und *5x12: Apotheosis #2* an.

Prolog

2156
Andoria

Jhamel rannte, rannte außer Atem. Ihr Weg führte sie durch Höhlen aus ewigem Eis, tief unter der Oberfläche. Verborgen in den Nördlichen Eiswüsten.

Es war ein Ort, an den sie sich geschworen hatte, niemals wieder zurückzukehren.

Doch sie wusste, was auf dem Spiel stand. Shran hatte es ihr gesagt. Sie wollte ihren geliebten Ehemann nicht enttäuschen. Und auch nicht die, für deren Wohl er arbeitete.

Jhamel..., hatte er gesagt. *Wir müssen mit den Aenar sprechen. Wir brauchen ihre Hilfe – unbedingt.*

Sie würde ihr Möglichstes tun. Jhamel hatte davon erfahren, dass zu erwarten stand, die Romulaner würden alsbald wieder mit dem Entführen von Telepathen beginnen, jetzt, da ihre Drohnenschiffe wieder auf eine konventionelle Steuerung angewiesen waren. Nur, wenn auf der Gegenseite ebenfalls Telepathen saßen, hatte die Koalition eine Chance. Dem Planetenbündnis waren keine mächtigeren Wesen mit

solch ausgeprägten geistigen Kräften in ihrer unmittelbaren Reichweite bekannt.

Und der Angriff würde sicher bald kommen.

Lauf Jhamel, lauf...

Sie eilte eine Treppe aus Eisblöcken herunter; der Ort, an dem sie Shran und Captain Archer – Außenweltler überhaupt – zum ersten Mal gesehen hatte. Damals hatte sich Shran ernstlich verletzt, und die Aenar hatten ihn geheilt.

Hoffentlich würden sie ihre Fähigkeiten wieder einsetzen, zum Wohle der ganzen stellaren Region. Hoffentlich würden sie wieder helfen.

Jhamel gehörte ihnen nicht länger an. Sie hatte sich dazu entschlossen, bei Shran zu bleiben. Folglich hatte sie nichts mehr von den Aenar zu erwarten. Doch trotz all dem, was in der Vergangenheit passiert war, war sie immer noch eine von ihrem Fleisch und Blut. Sie musste all ihre Überzeugungskraft mobilisieren, irgendwie *musste* es ihr gelingen...

Sie kannte den Weg, brachte eine letzte Passage hinter sich, über der die Löcher von Eisbohrern erkennbar waren. Diesmal hielt sie nicht vorsorglich an, sondern stürzte weiter.

Mitten hinein in die riesige Grotte.

Die Stadt lag im Dunkeln. Nirgends ein Licht. Sie lief weiter und betrat die Metropole, die früher ihre Heimat gewesen war. Sie schritt dort über Brücken, durch stalaktit– stalagmitartige Ausläufer und Netzwerke bearbeiteten Ge-

steins. Jhamel durchquerte Habitatmodule, eins nach dem anderen.

Aber nirgends war auch nur ein Angehöriger ihrer Spezies zu finden.

Vor ihrem geistigen Auge formte sich Lissans Gesicht. *Wir werden einem Kurs folgen, den die Generationenschiffe in sich tragen wie einen Instinkt. Auf Andoria waren wir nur Gäste, für eine Weile. Am Ende der langen Reise wird uns die Gewissheit der Erleuchtung überkommen. Doch dafür muss es erst einmal geschehen: Ein Volk wird zu den Sternen ziehen. Einfach so und unauffällig.*

„Dann ist es also wahr.", sprach Jhamel leise.

Die Aenar waren gegangen. Ob sie die letzte Hoffnung der Koalition waren oder nicht: Sie waren fort.

– – –

Unterspezies.

Blinde Schneebewohner.

Isolationisten.

Pazifisten.

Telepathen.

Andere Bezeichnungen hat man nicht für sie. In den Köpfen und Worten des andorianischen Volkes existieren sie als Gespenst, als Schatten. Im Laufe von Jahrhunderten der planetaren Geschichte wurden sie zu einem Mythos, den die Andorianer an ihre Kinder weiter gaben.

Dann, eines Tages, entdeckte man sie in den Nördlichen Eiswüsten der Welt, wo sie tief unter der erstarrten Oberfläche in Kavernenstädten ihrem namenlosen Treiben nachgingen.

Fünfzig Jahre später verließen sie für einen kurzen Augenblick ihre Abgeschiedenheit, um der Erde und ihren Verbündeten dabei zu helfen, einen romulanischen Marodeur zur Strecke zu bringen.

Kurz darauf, noch vor dem Ausbruch des großen Kriegs gegen die Romulaner, verschwanden sie.

Ihre Städte fand man leergefegt. Von ihnen fehlte jede Spur.

Wo waren sie hingegangen?

Der Lauf der Dinge führte dazu, dass die Erinnerung an sie schnell verblasste. Und genau genommen war das den Andorianern auch recht. Sie hatten sich nie damit abfinden können, ihre stolze Nation mit jemandem teilen zu müssen, der so vollkommen anders war als sie, nicht heißblütig, nicht impulsiv, sondern unnahbar. Für sie kam es einer Erlösung gleich, dass sie weg waren.

Die Andorianer vergaßen.

Noch ahnten sie nicht, wie sehr ihr Pfad mit ihnen bereits verschmolzen war; dass sie schon längst unfrei geworden waren. Die Geschichte hatte Pläne.

Aber Schicksal ist zuweilen nicht das, wonach es aussieht.

Kapitel 1

2256
Andoria

Wohl kaum eine Sportart in der Galaxis ist so voller Gnadenlosigkeit wie das *Ushaan–tor*.

Wenn die Startpositionen eingenommen und die beinahe brechenden Blicke, jeden Herzschlag ausdrückend, getauscht werden, und wenn der Schiedsrichter schließlich das alles entscheidende Signal erteilt, dann gibt es kein Zurück mehr. Das *Ushaan–tor* ist nur auf den Listen nichts ahnender intergalaktischer Holosuiten– und Selbstverteidigungsclubs als Sport ausgewiesen, und das zeugt von einem beachtlichen Missverständnis der andorianischen Kultur. Denn tatsächlich ist es ein bitterernster Kampf auf Leben und Tod. Schon immer gewesen. Er verläuft stets schnell und überaus brutal. Mehr gibt es dabei eigentlich nichts zu wissen.

Keine Frage, viele Offiziere aus dem andorianischen Militär würden mir jetzt vehement widersprechen. Sie würden voll glühenden Vaterlandspathos darauf hinweisen, dass ein solches Duell den urältesten Abgründen unserer Natur frönen würde; einer unauslöschlichen Natur, der von Zeit zu Zeit Tribut gezollt werden müsse.

Auch würden sie nicht unerwähnt lassen, dass das *Ushaan–tor* eine Mut– und Geschicklichkeitsprobe von übernatürlichen Ausmaßen darstelle; dass es für die frühzeitige Abhärtung eines Andorianers sorge, damit er in Zukunft gefährliche Herausforderungen als Chance zu begreifen lerne.

Das alles sind Sätze, die man auf Andoria oft hört. Als Kind nimmt man sie wie mit der Atemluft zu sich. Und sie mögen nobel klingen, wenn sie bei den regelmäßig stattfindenden Trainingskursen ausgesprochen werden und so zu ausdrucksstarken Bildern in den Köpfen heranwachsen.

Aber als ich da nun auf dem Platz stand, selbst mit einer *Ushaan*–Klinge bestückt, auf das Zeichen des Schiedsrichters wartend, da las ich im Antlitz meiner Gegnerin nur die Ankündigung eines Blutbads, nicht mehr und gewiss nichts Nobles. Und im feurigen Glanz, den die Augen meiner *Zhadi* im Publikum angenommen hatten, erkannte ich dasselbe.

Keinen Ruhm. Keine Heldenhaftigkeit oder irgendeine verwegene Natur. Auch keine Abhärtung als vielmehr den Inbegriff der Rohheit. Ich sah Tod und Einsamkeit. Auf immer erstarrt wie die Nördlichen Eiswüsten unseres Planeten.

Von meiner *Zhadi* hatte ich nichts mehr zu erwarten. Sie hatte sich schließlich für den andorianischen Weg entschieden und gegen mich. Früher wäre es leichter gewesen; da hatte ich

immer geglaubt, der General der imperialen Garde, welcher sie großzog, habe ihr seine Wertvorstellungen, Ideal– und Traditionslinien mit dem Holzhammer eingeflößt. Ich hatte geglaubt, sie sei ein Opfer ihrer eigenen Erziehung geworden. Seitdem ich aber wusste, wie sehr auch sie in Wahrheit jenseits ihrer eisigen Oberfläche zerrissen war, schmeckte es umso bitterer, dass sie schließlich von mir abgerückt war.

Und damit ging es nicht mehr um den besagten General oder um Sitten und Bräuche. Bloß noch um eine Mutter, die ihrer Tochter den Rücken gekehrt hatte, aus einem ganz bewussten Entschluss heraus.

Ich hatte mich zum letzten Mal von ihr losgesagt, und diesmal unwiderruflich. Deshalb wusste ich, dass sie mir am heutigen Tag nicht mehr zur Seite stehen würde. Sie würde *nicht* im Zweifelsfall dazwischen gehen und sich schützend vor mich stellen. Nein, heute würde sie mich es bis zum bitteren Ende austragen lassen. Die Behörden hatten die Veranstaltung offiziell genehmigt, und sie würden sicher gehen, dass sie stattfand und zuguterletzt ein Ergebnis zutage förderte. Das lag im vitalen Interesse des Staates, genau wie im Interesse meiner *Zhadi*. Koste es, was es wolle.

Ehe ich mich versah, ertönte der Gong. Der Schiedsrichter hatte das Startsignal ausgegeben. Meine Glieder waren wie versteinert; als wäre mir, ohne dass ich davon Notiz genommen hat-

te, irgendein lähmendes Gift eingeflößt worden, das mich nun paralysierte.

Allerdings nahm sich die Wahrheit erschreckend simpel aus: Mir war es nicht gelungen, den Augenblick am Schopfe zu packen. Eine Minute früher oder später, und es wäre vielleicht anders gekommen. Aber so, wie es war, hatte ich in meiner Gedankenverlorenheit den richtigen Moment verpasst. Ich fühlte mich unvorbereitet.

Die ersten Sekunden wollten kaum verstreichen, sondern schienen – im Gegenteil – rätselhaft an Substanz zu gewinnen. Ich wollte aus diesem Zustand ausbrechen, doch die unwillkommene Steifheit in meinen Gelenken setzte sich fort. Ich konnte sie nicht abwerfen.

Indes kam meine Gegnerin nicht sofort näher. Auch deutete ihre anfängliche Haltung nicht unbedingt darauf hin, dass sie allzu entschlossen war, mich anzugreifen. Ihre Waffe war gesenkt; die metallene Kordel, die uns nach den strengen Regeln dieser Begegnung miteinander verband, wies keinerlei Spannung auf.

Dabei war sie dafür bekannt, gleich von Beginn an Spannung aufzubauen und aus den Vollen zu schöpfen. Schon im zarten Alter Heranwachsender hatten wir oft miteinander trainiert. Ich war mir darüber im Klaren, dass sie stets die Bessere von uns gewesen war.

Mir stieg wieder zu Bewusstsein, dass es sinnlos war, mich auf die eigenen Erinnerungen zu stützen. Denn eigentlich *hatte* ich sie gekannt. Was

jetzt vor mir stand, war nicht mehr sie, sondern eine gänzlich Fremde. Oder hatte ich mich entfremdet?

Trotzdem verließ ich mich einstweilen auf die Erfahrungen. Und so löste ein Wandel in ihrem Gesicht zeitweilig Irritation in mir aus. Eine kaum greifbare Nonchalance machte sich dort breit. Ich habe gehört, Menschen sprechen in diesem Zusammenhang von einem Pokerface. Obwohl der Vergleich hinkt, denn beim Poker geht es ja nicht darum, einander zu massakrieren.

Von Berufswegen war sie zwar Technikerin, aber war ich plötzlich so wenig wert, dass sie mich kühl studierte wie eine ihrer Schalttafeln? Oder war es eher zu vergleichen mit einem Braten, den sie am günstigsten zu tranchieren überlegte? Das hätte freilich bedeutet, dass meine anfängliche Interpretation ihres Gebarens völlig falsch gewesen war.

Eigentlich spielte es auch keine Rolle mehr. Spätestens, als sie mich zu umkreisen begann, verschwand jener unnahbare Ausdruck wieder aus ihren Zügen, so wie er gekommen war. Und wich einer unverhohlenen Wut. Ob die Wut sich gegen mich richtete oder doch eher gegen die allgemeinen Umstände, konnte ich nicht sagen. Wenngleich wir beide jetzt mit offenem Verdeck spielten, fühlte ich mich dennoch nicht besser. Noch konnte und *wollte* ich nicht fassen, was sich hier anschickte, seinen Lauf zu nehmen.

Erst als ihre gezackte, blank polierte Klinge heranauste, wurde mir vollends bewusst, dass dieser Kampf ganz und gar Realität war und sehr wohl mit aller schonungslosen Härte ausgetragen würde; nicht so wie während der Trainings in meiner Erinnerung. Und ich wurde mir gewahr, dass er gleichsam die letzte Instanz für meinen Fall darstellte. Er war echt, und durch ihn würde im Hier und Heute über mich gerichtet werden. Ein für allemal.

Du hast es nicht anders gewollt., sagte ich zu mir. *Du musst Dich ganz alleine stellen.* Und wenn ich ehrlich war: Hatte ich mich bislang nicht *immer* alleine stellen müssen?

Die neue Entschlossenheit, welche ich in diesem Augenblick schöpfte, führte – keine Sekunde früher als nötig – dazu, dass ich rechtzeitig parieren konnte. Das grauenhafte Geräusch sitzt mir auch jetzt noch in den Hirnwindungen. Metall kollidiert mit Metall, gleichermaßen rasiermesserscharf. Funken fliegen. Alles in einem stellt sich auf.

Das Publikum um mich herum geriet in Wallung. Leider konnte ich keinen Profit daraus schlagen. Nicht etwa der Jubel, sondern vielmehr die Pfiffe galten meiner Person. In diesem Abtausch war ich keineswegs die Sympathieträgerin, wie denn auch? Ich war die Verräterin, jene vaterlandslose Gestalt, die ihre gerechte Strafe bekommen sollte.

Wieder beobachtete ich meine Kontrahentin. Im Gefolge ihrer ersten Attacke hatte sie etwas Abstand zwischen uns gebracht. Jetzt schob sie den Unterkiefer vor. Ich sah in eine blitzende Grimasse. Die Antennen auf ihrem Kopf rückten zusammen und senkten sich, wie die Hörner eines kuriosen Stieres. „Wir hätten bleiben sollen, wo wir waren, Camishaa."

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Mir gelang es, mit regelmäßigem Atem dagegen anzukämpfen. „Du weißt, dass das für mich unmöglich ist.", sagte ich. „Aber Du *musst* nicht gegen mich kämpfen. Das musst Du nicht zu Ende bringen."

Vermutlich hatte ich aus irgendeiner verblümten Hoffnung heraus gesprochen. Es stachelte sie an. „Das einzige Ende wird in Deinem Tod bestehen. Und in der Bewahrung unserer Volkseinheit.", antwortete sie tiefkehlig und entschieden. Der bittere, abgeklärte Ernst in ihrer Stimme war der Anlass für die Furcht, die sich in mein Herz pferchte. Sie sprach geradewegs so, als nähme sie eine unliebsame, aber unvermeidliche Pflicht wahr. Dabei hatte sie sich freiwillig gemeldet; nach allem, was wir zusammen erlebt hatten, nach all dem Weg. „Ich werde Dein Blut zur Mauer der Helden bringen, wie es die Tradition verlangt. Wie es Deine *Zhadi* wünscht."

Ich mobilisierte sämtliche Widerstandskräfte in mir. Sie sollte nicht mehr Zeichen der Schwäche von mir empfangen als unbedingt erforderlich.

„Nicht solange ich noch auf zwei Beinen stehe.“, entgegnete ich.

Sie daraufhin nickte anerkennend. „Dann schlage ich Deinen Beinen jetzt vor, um ihr Leben zu laufen.“ Die drohende Ankündigung ließ eine Verwirklichung nicht lange auf sich warten. Binnen der nächsten Sekunden ließ sie sich – anstatt wie von mir erwartet – nach hinten fallen und riss ruckartig am eisernen Seil.

Ich brach stöhnend nach vorn aus, taumelte unkontrolliert. Gerade so gelang es mir, mich vor einem verhängnisvollen Sturz zu bewahren. Aber da preschte meine Gegnerin bereits vor, ihr *Ushaan* fatalistisch von sich gestreckt.

Die Menge, die uns umgab, johlte elektrisiert. Einzelne, besonders laute Rufe verloren sich in der allgemeinen Kakophonie, welche spätestens nach dem ersten Aufeinanderprallen der Waffen aufgekommen war.

Ich wartete noch, bereit zum Risiko. Dann zwang ich mich abrupt in eine Rolle seitwärts. Dieses Manöver glückte und führte dazu, dass die Andere schnurstracks an mir vorbeilief. Wohl wendete sie sogleich, um ohne Umschweife einen weiteren Angriff zu lancieren. Diesmal allerdings war ich weiter, war *ich* am Zug. Mit der ganzen Kraft, die ich aus dem Oberarm aufbringen konnte, zog ich sie an der massiven Kordel zu mir.

Und anfangs sah es gut aus. Sie hatte mit diesem voreiligen Schritt meinerseits wirklich nicht

gerechnet. Als sie plötzlich eine Flanke empfindlich öffnete, tat sich für mich unverhofft eine Chance auf.

Im Nachhinein denke ich, sie kompensierte mit jenem Verhalten die für sie schlagartig schwierig gewordene Situation. Es war nicht in Wahrheit Ungeschicklichkeit, sondern eine psychologische List, die sie anwandte. Indem sie mir etwas gab, das ich nicht so leicht zu erreichen geglaubt hatte, zwang sie mich dazu, meine Erwartungen drastisch nach unten zu schrauben. Ich war schon immer ein intuitiver Typ gewesen. Das wusste sie ganz genau.

Möglicherweise rührte mein nun eintretendes Innehalten auch daher, dass ich mir nicht vorstellen wollte, meine Kontrahentin ernstlich zu verletzen. Dieses Zögern, diese Schwäche beutete sie schonungslos aus – sie war tatsächlich bereit, bis zum Äußersten zu gehen. Bevor ich meiner Sinne Herr wurde, schlitzte mir ihr *Ushaan* diagonal den linken Oberschenkel auf.

Sofort quoll blaues Blut aus der ansehnlichen Wunde, tränkte das zerfetzte Hosenbein. Um den explodierenden Schmerz zu ertragen, biss ich mir auf die Zunge, bis sie ihrerseits wund war. Fassungslos und qualtrunken sah ich von der Verletzung auf zu meiner Rivalin.

Der einzige tödliche Wille wummerte dort, jede Spur von Empathie eliminiert. Soeben hatte sie ihre Überzeugtheit unter Beweis gestellt. Nicht unbedingt die Überzeugtheit, mir aus persönli-

chem Wunsch das Leben zu nehmen, aber sehr wohl jene, dass sie bereit war, sich zu einem Werkzeug des Ritus zu machen. Aus ihrer Sicht mochte der Weg ein anderer sein, aber im Ergebnis würde es auf dasselbe hinauslaufen. In der Hypnose der Tradition über Leichen gehen... War *das* unsere vielfach gerühmte, ach so fortschrittliche Zivilisation?

Ich erkannte noch mehr: In ihrer Expression schimmerte das blanke Bewusstsein, dass sie im Recht war und ich im Unrecht. Für sie war ich eine Rebellin, die ihrem Blut und Boden entsagen wollte, im besten Falle vielleicht eine Närrin. Und diese Gewissheit war für sie offenbar gewichtiger als die Tatsache, dass sie sich anschickte, jemanden um das eigene Leben zu bringen, der ihr doch so nah stand. Sieg oder Niederlage in der hiesigen Auseinandersetzung würde für meine Situation auf Andoria nichts mehr verändern. Schon jetzt war ich mit schwerer gesellschaftlicher Hypothek vorbelastet.

Doch hätte ich es zu diesem Kampf kommen lassen, wenn es bloß um Andoria gegangen wäre? Sicherlich nicht. Nein, hier ging es um mich, und Andoria, wenn man es genau nahm, stand mir im Weg. *Stellte* sich mir in den Weg. Und es war wohl derselbe Stolz, den der General meiner *Zhadi* eingeflößt hatte, welcher mich nun zur Sturheit in eigener Sache verleitete. Vielleicht zur Naivität oder Tollkühnheit, wer kann das schon so genau sagen? Ich hatte bis zum Letzten ge-

hen wollen, um meinen lang gehegten Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen.

Als die bestialischen Schmerzen sich durch meine Nervenbahnen sengten, zog ich in Betracht, dass meine Vorstellungen von dieser finalen Auseinandersetzung zu verblümt gewesen sein mochten. Nicht hingegen fragte ich mich, ob es richtig gewesen war, mich ihr zu stellen. Meine *Zhadi* hatte mich zu allem erzogen, nur nicht zu jemandem, der mit seinem drängendsten Anliegen hinterm Berg hielt.

Eigentlich bist Du *an allem Schuld,* Zhadi*, Du Ungeheuer...*, ging es mir durch den Kopf. Plötzlich schien alles so einfach zu sein. Wie schön ist es doch, von Zeit zu Zeit von der Droge namens Verschleppung Gebrauch zu machen. Aber selbst eine Droge gelangt irgendwann wohl oder übel an jenes Limit, wo sie nicht mehr genug von diesem Nebel der Illusionierung erzeugt.

Und während dieser Gedanke sich in mir Bahn brach, taten die Schmerzen ihr Übriges. Meine Gegnerin musterte mich, wie ich mir den verletzten Schenkel hielt und mich vorsichtig zurückfallen ließ. Das Weh hinter meiner vom Blut schwer gewordenen Hose führte dazu, dass ich das Gewicht meines Körpers einseitig aufs andere Bein verlagern musste – und ansehnlich humpelte. Jetzt war ich leichte Beute für sie. Sie konnte mich so einfach erledigen. Nichtsdestotrotz: Ich bedauerte nichts von dem, was geschehen war.

Ich war über die Konsequenzen, die mir blühten, frühzeitig aufgeklärt worden.

Die Menge geriet in Ekstase. Lauthals und anfeuernd rief man meiner Kontrahentin zu, sie möge es zügig zu Ende bringen. Doch Letztere hatte es nicht eilig; sie ließ sich Zeit. So eröffnete mir sich noch einmal die Gelegenheit, nach meiner *Zhadi* Ausschau zu halten. Nach kurzer Suche fand mein schweifender Blick sie. Sie stand dicht an die Absperrung gedrängt und überragte alle sie umgebenden Andorianer um mindestens einen halben Kopf. Mutete dabei wie eine Schneekönigin an. Ihre Augen waren weit aufgerissen, wachsam. Wahrscheinlich sehnte auch sie ein rasches Ende herbei.

Der Regen setzte ein. Feiner Niesel ging über mir nieder, gewann beständig an Stärke. Stand jetzt die Reinwaschung des Gerechten bevor? Nach wie vor verweigerte ich mich der Vorstellung, ich hätte irgendeine Sünde begangen. Hier war es doch lediglich um Selbstbestimmung gegangen, nichts weiter. Es war um die Freiheit in einer Gesellschaft gegangen, die sich nach außen nur allzu gern als freiheitsliebend zelebrierte, aber in ihrem Innern eben jene angeblich unantastbaren Werte mit Füßen trat.

Meine Gegnerin kam jetzt schnell näher. In ihrem Blick las ich den Abschiedsgruß, welchen sie nicht aussprechen würde. Eine Art von Endgültigkeit lag darin, die mich erschaudern ließ. Angesichts dieses Blicks hallte meine Magengrube

wie eine Kesselpauke nach. „Du wirst nichts spüren, das verspreche ich.“, raunte die Andere mit erstarrter Miene.

Der Regen wurde noch stärker. Dann nahm sie Anlauf und eilte auf mich zu, wie ein Asteroid, der unausweichlich mit einem anderen Himmelskörper im All kollidieren würde, weil Mutter Natur ihn dazu angestiftet hatte. Ich sah das letzte Kapitel meines Lebens in Zeitlupe verstreichen...

Einer unserer größten Denker hat einmal geschrieben, wie wir mit unserem eigenen Scheitern im letzten Moment unseres Lebens umgehen, bestimmte, wozu wir werden. Ich muss gestehen, ich hatte den Satz nie wirklich verstanden. Wie kann man etwas werden, wenn man tot, wenn man eigentlich gar nicht mehr ist?

Heute allerdings glaubte ich endlich zu begreifen: Er hatte nicht den Tod, sondern das *Leben* gemeint. Wenn wir uns klug genug anstellen im vermeintlich letzten Moment unseres Daseins, dann können wir den herannahenden Tod abwenden, ihm ein Schnippchen schlagen. Wir verwandeln ihn in eine Lebenschance, und dadurch werden wir frei von dem, was man gemeinhin Schicksal nennt. Wir werden zu unseres eigenen Glückes Schmied, wachsen über uns hinaus.

Was da an Gedanken in mir vorüber zog wie eine Hochgeschwindigkeitstram in *Klasza*, hatte vielleicht nichts zu tun mit meiner instinktiven

Körperreaktion, bei der es sich vermutlich um kaum mehr als einen Reflex handelte. Oder steckte *doch* mehr dahinter? Meine Erinnerung weist hier eine Schwachstelle auf; es gibt sozusagen einen schwarzen Fleck auf der Linse meines geistigen Auges. Ich sehe nur noch die folgenden Sekunden ablaufen, wo meine Kontrahentin unmittelbar zum Stillstand kommt und an sich hinab sieht.

Mein *Ushaan* steckt tief in ihrem Unterleib. Schlagartig schwindet diese erbarmungslose Selbstgewissheit, weicht Ungläubigkeit, Ohnmacht. Fassungslos starrt sie abwechselnd die Waffe und mich an. Ihr Gesicht wird schnell bleicher, ihre Lider flackern.

Und bevor ihr die letzten Reserven schwinden, vollführt sie einen blitzschnellen Streich aus der Unterhand mit ihrem Messer und schlitzt mir dabei den Rücken auf. Ich bäume mich in Agonie auf, aber kurz darauf merke ich, dass die Wunde oberflächlich ist.

„Du entkommst uns nicht." Schon schlägt mein Gegenüber hart am Boden auf. Und ist tot. Abgeschlachtet wie ein Tier. Und nur ich trage dafür die Verantwortung. Von jetzt an und für immer.

Bestürzung brach im Publikum aus. Im Griff des soeben Geschehenen konnte ich mich nicht rühren. Ich kann nur wiederholen, dass ich die Regeln und Folgen dieses Tötungsspiels kannte, als ich mich auf es eingelassen hatte. Mein Blick

ging hinab zur Regungslosen zu meinen Füßen. Ich sank in die Hocke, um etwas von ihrem Blut aufzugreifen. So verlangte es die Tradition. Als ich die Hand in die Höhe streckte, erklärte der Schiedsrichter das Duell für beendet.

Die Gischt begann mich zu überschütten. Es gibt eine Reihe von Bildern, die ich zeit meines Lebens sammele und wohl nie vergessen werde. Besondere Bilder, gespeist von besonderen Momenten, vielleicht von Scheidewegen. Der Ausdruck, den das Gesicht meiner *Zhadi* in jenen Sekunden annahm, gehört dazu. Er ist gnadenlos, noch gnadenloser als das *Ushaan–tor*. Wie ich mich auch abzuschirmen versuche: Er lässt mich fühlen, ich hätte ein unentschuldbares Verbrechen begangen, das mit dem heutigen Tag nur noch größer wurde. Die Wahrheit der Geschichte spielte plötzlich keine Rolle mehr. Sie hatte schon immer Einfluss auf mein Gewissen gehabt.

Ich begann in Tränen auszubrechen, während einige Zuschauer mich mit faulem Gemüse bewarfen, das sie extra für diesen Anlass und vor allem für den unwahrscheinlichen Fall meines Sieges mitgebracht hatten. Aber ich ignorierte es, hatte nur Augen für meine *Zhadi*: „Ich hasse Dich!“, spie ich ihr aus ganzer Inbrunst entgegen. „Hörst Du?! – Ich *hasse* Dich!“

Als wäre ich ein Insekt, verharrte ihr Blick auf mir, in vernichtendem Schweigen. Ich betrachte-

te meine Handfläche, an der blaue Flüssigkeit haftete, zum Teil fortgewaschen wurde.

Die Sintflut setzte ein. Sie riss einen Teil von mir unwiederbringlich mit sich. Es war, als hätte ich eine Tür hinter mir zugeschlagen. Ich würde nie wieder die Alte werden.

Blut klebte an meinen Händen. Das Ende der Unschuld. Das und noch mehr war der Preis, den ich an jenem denkwürdigen Tag zu zahlen hatte, der alles Folgende einer Zäsur unterzog. Mein Weg war nun vorgezeichnet.

Ich würde Andoria verlassen. Aber vorher hatte ich meine beste Freundin umbringen müssen. Vielleicht die einzige Freundin, die ich jemals auf dieser, meiner Welt besessen hatte. Aber im Rückblick? Was *war* sie schon noch im Rückblick, was waren wir alle miteinander?

Nur für einen Augenblick glaubte ich neben meiner *Zhadi* am Geländer eine schemenhafte, schwarze Gestalt zu erkennen, für eine flüchtige Sekunde, die mich mit schelmischem Blick, erfüllt von Ham, durchbohrte. Ich glaubte, ein leises, heiseres Gekicher zu hören.

Doch als ich an die Stelle blickte, sah ich nichts und hörte auch nichts mehr. Da war nur die Leere, die mein Leben fortan erfüllen würde wie die Verdammnis selbst.

Kapitel 2

vier Jahre später
Erde

„Wie Sie hoffentlich wissen, bin ich hier schon seit einer Weile tätig. Und in der Zwischenzeit ist mir etwas zu Ohren gekommen, das ich Ihnen nicht verheimlichen will. Es wird oft gesagt, hier, an diesem Ort, würden die Besten der Besten herangezogen. Und seien Sie mal ehrlich: Als Sie dieses Gebäude zum ersten Mal betreten haben, dachten Sie genauso. Sie waren so stolz, aufgenommen worden zu sein, dass Sie sich gerne etwas aufplusterten. Die besten Crews... Für die besten Schiffe – nur um sicherzugehen. Soll ich Ihnen sagen, wozu diese Behauptung taugt? Zu gar nichts. Sie ist nämlich formvollendeter Blödsinn. Wer offenen Auges seinem Studium nachgegangen ist – und das *sind* Sie, sonst wären Sie heute nicht hier –, wird früher oder später erkannt haben: So etwas wie das Beste, das Perfekte, *existiert* überhaupt nicht. In der Sternenflotte genauso wenig wie irgendwo anders im Universum. Es gibt immer Dinge, die suboptimal laufen – ständig. Und die Startbedingungen sind nicht immer glänzend. Die Einen mögen einen klapprigen, alten Kahn fliegen, der sich schüttelt und

rüttelt wie eine Rassel. Aber die Mannschaft ist eingespielt und kann mitunter mehr aus ihm herausholen als eine Bande von Greenhorns, denen das Flaggschiff der Flotte anvertraut wurde. Merken Sie sich das: Eine Crew kann dynamisch wirken; sie kann die Bedingungen neu definieren. Sie ist das schlagende Herz an Bord. Ohne sie ist ein Raumschiff nur eine Hülle mit Triebwerk dran. Denn überall gibt es Optimierungsbedarf. Es gibt unendliche Möglichkeiten in unendlicher Kombination, um es mit den Worten unserer vulkanischen Freunde auszudrücken. Das bedeutet, es existiert kein Endzustand, den man erreichen kann – oder der auch nur erstrebenswert wäre. So funktioniert es nicht. Über–sich–Hinauswachsen, das ist ein überaus mühseliger Prozess. Hierbei kommt es vor allem darauf an, dass wir die richtige Richtung einschlagen – und uns die Horizonte offenhalten für die fernen Welten, zu denen wir kühn und selbstbestimmt aufbrechen wollen. Inmitten dieser Unvollkommenheit, die unser Leben tagtäglich ausmacht, nach dem Besseren zu streben, kann auch eine riesengroße Chance bedeuten. Was wäre schon eine Welt, die perfekt ist? Ich verrate es Ihnen: Sie wäre schlicht und ergreifend tot. Und was wäre eine Sternenflotte in einer toten Welt? Überflüssig, ganz bestimmt. Um es bei dieser Philosophie zu belassen: Wenn wir Ihnen in den vergangenen vier Jahren begreiflich machen konnten, dass es keine ultimative Wahrheit gibt, sondern

nur ein kompliziertes Geflecht aus Teilwahrheiten und Zweifeln, dann haben wir unsere Pflicht als Unterweiser erfüllt. Denn damit haben Sie gelernt, wie das Leben *wirklich* läuft. Und ganz nebenbei auch ein Kleinwenig Weltraumluft geschnuppert, zugegeben. Alles Andere ist nun eine Frage der persönlichen Erfahrung, die Sie dort draußen sammeln und an ihr wachsen werden. Und es ist eine Frage der Zeit. Wenn Sie also weiterhin geduldig und strebsam sind und wenn Sie die Welt weder in Schwarzweiß noch durch die rosarote Brille sehen, dann werden Sie alle kommenden Herausforderungen meistern. Aber lassen wir das Zukunftsmusik sein. Am heutigen Tag beglückwünsche ich Sie, Kadetten, zur Absolvierung der Akademie der Sternenflotte. Sie haben sich bewährt, und wir sind stolz auf Sie. Worauf warten wir also noch? – Lassen wir die Feierlichkeiten beginnen!"

Nacheinander erhoben sich die Reihen der Absolventen im großen Symposiumssaal und stimmten sämtlich in den Applaus ein. Wir hatten Commodore Exthrophorow – einen recht egozentrischen, kantigen Mann, mit dem gerade ich nicht selten aneinander geraten war – in all den Jahren nur selten lächeln sehen. Jetzt hingegen strahlte er durch seinen ansehnlichen Vollbart hindurch wie ein Eistroll. Wenn man ihn sah, wie er da unverhohlen guter Laune hinter dem Rednerpult hervortrat, konnte man glatt meinen, er hätte die Niederkunft abgewartet und wäre

soeben Vater geworden. Ich wusste, dass er ein Asket war, immerzu hart vor allem der eigenen Person gegenüber und mit hohen Maßstäben beschlagen. Umso weniger erklärte das die beinahe leichtfertige Freude des heutigen Tages.

Langsam dämmerte mir, dass es zu den Qualitäten eines richtigen Akademiedirektors zählte, ein guter Schauspieler zu sein. Und Exthrophorow und sein Team hatten dem mustergültig entsprochen. Vom ersten bis zum letzten Tag unserer Ausbildung waren wir gedrillt worden und hatten Entbehrungen bringen müssen. In dieser Zeit hatten der Commodore und seine Assistenten nie den Eindruck aufkommen lassen, es würde einfacher. Ganz im Gegenteil: Insbesondere in der Schlussphase waren die Stellschrauben angezogen worden.

Und jetzt? Wie ließ sich sein Verhalten erklären? Man mochte meinen, ein Mann, der seit einem Vierteljahrhundert nichts anderes tat als Kadetten auszubilden, wäre früher oder später unweigerlich in seinem beruflichen Trott verloren gegangen. Dass er trotz dieser Routine noch zu wahren Gefühlsausbrüchen imstande war, widerlegte mein Vorurteil eindrucksvoll. Es kam noch besser: Als ich ihn aus der zweiten Reihe, weiterhin klatschend, musterte, drehte Exthrophorow unerwartet den Kopf.

Und zwinkerte mir zu.

– – –

Als ich den Großen Saal im Herzen des Akademiecampus zum ersten Mal betreten hatte, war noch nicht einmal das erste Semester angebrochen, und ich für meinen Teil hatte am Standard–Englisch noch schwer zu beißen gehabt.

Und so hatte ich damals ungestört den Glanz und die Herrlichkeit dieses Ortes bewundern können. Die zwanzig Meter hoch aufragende Decke, die gewaltige, geschwungene Architektur, das Signum der Föderation. Letzteres war, überragend groß, im Zentrum des Saals angebracht und stellte streng genommen ein Mosaik aus Steinen dar, die von den Gründerwelten der Planetenallianz stammten, also auch von Andoria. Und dieses Symbol hatte durchaus seine Berechtigung: Die Akademie der Sternenflotte war eines der ersten supranationalen Projekte der damals noch blutsjungen Föderation gewesen, dessen Beispiel viele weitere symbiotische Unterfangen folgten.

Aber in der Rückschau ist für mich am wichtigsten, dass ich damals das riesige Gemälde in ganzer Ehrfurcht betrachten konnte. Auf einer lang gezogenen, von Bürokraten gestalteten Plakette an der Wand war der richtige Name des Bildes zu lesen. Doch niemand *nannte* es bei diesem Namen oder kannte ihn überhaupt. Denn kein Name war vonnöten.

Das Wandgemälde war eines der bekanntesten, mit denen die Sternenflotte ihre Einrichtungen schmückte. Es erstreckte sich über die gewölbten Mauern des Saals und zeichnete die Entwicklung der Reise der Menschen, Vulkanier, Andorianer und Tellariten zu den Sternen nach. Die einzelnen Entwicklungslinien vereinigten sich allesamt in der abgebildeten *U.S.S. Essex*, dem ersten Schiffsprototypen, der in der zweiten Hälfte des 22. Jahrhunderts von einem gemeinsamen Ingenieurcorps entwickelt und fertig gestellt worden war.

Am Schluss standen die modernen Flaggschiffe der *Constitution*–Klasse, doch das Gemälde endete nicht mit ihnen. Es gab dahinter noch reichlich Platz für andere Zeichnungen; das Werk war absichtlich unvollendet geblieben. Seine letzten dreißig Meter bestanden aus der unbemalten Leinwand des Künstlers. Die Botschaft war klar: Die Reise zu den Sternen würde – wie auch das Gemälde – nie beendet sein. Mir will partout nicht einfallen, was aus dem Künstler geworden ist.

Normalerweise war der Große Saal ein oft genutztes Forum für verschiedene offiziöse Treffen und Banketts, welche das Sternenflotten–Hauptquartier in regelmäßigen Abständen für seine Stabsstellen veranstaltete. Aber heute Abend suchte man hier Kommandouniformen, hochkarätige Rangabzeichen und haarsträubende Debatten, ja all die institutionellen Ban-

ner– und Würdenträger, vergebens. Es herrschte ausgelassene Stimmung, und aus gegebenem Anlass war jedermann in Zivil erschienen – selbst Exthrophorow, der, gut angeheitert von vielleicht etwas *zu* viel saurianischem Brandy, in einer Ecke stand und ein interessiertes Gespräch mit Dvaya, einer caitianischen Absolventin, führte.

Wie sie auch hatte der Rest des Jahrgangs sich herausgeputzt. Es war wunderbar anzuschauen: Die nationalen Kleidungen und Gewänder, dazu die verschiedenen Hautfarben in allen Schattierungen, Felle, Schuppen, Antennen und dergleichen mehr waren eine Farbenexplosion, der nur die kaleidoskopische Extravaganz der Buffettische gleichkam, die mit den Schätzungen unzähliger Welten beladen waren.

Es hatte ein Motto gegeben, nach dem jedermann auf dem Abschlussball in den traditionellen Trachten seiner Heimatwelt erscheinen sollte. Jahrelang hatten wir unsere kulturellen Identitäten bereitwillig hinter dem durch und durch genormten Kadettendasein zurückgestellt. Für meine Kommilitonen war es eine Belohnung der besonderen Art gewesen, anlässlich des Abschlusses die Rückbindung zu den eigenen Wurzeln hervorzuheben.

Für mich hingegen war es eine Tortur. Ich war nicht so einen steinigen Weg gegangen, um ausgerechnet am Abend meiner wohl größten Unabhängigwerdung den Zeiten der Abhängig-

keit zu gedenken, geschweige denn patriotische Gene zu beschwören, die bei mir schon längst abgetötet worden waren. Also war ich kurzerhand in Galauniform erschienen – als Einzige, wie ich rasch feststellen durfte. Ich hatte jedoch keine Lust, mich über ein so intimes Thema zu erklären, weshalb ich bei etwaiger Nachfrage einfach angab, ich hätte das gemeinsame Motto völlig vergessen.

Als der Abend später wurde, kamen einige Pärchen im Zentrum des Saals ihrer Tanzlust nach. Eine kleine Band gab Klassiker des irdischen Jazz und Swing zum Besten. Ich erhielt mehrfach Aufforderungen von Studienkollegen, doch irgendwie stand mir nicht der Sinn danach.

Lieber wollte ich die letzten Stunden mit meinen Freunden verbringen. Meine Clique, das waren Fareila, die Deltanerin, Gromz, der Tellarit, und Laxxo, seines Zeichens Saurianer. Wir waren im ersten und zweiten Semester Zimmergenossen gewesen und seitdem unzertrennlich. Zusammen waren wir durch Dick und Dünn gegangen, hatten Erfolge und Niederlagen eingestrichen. Im Rückblick kann ich getrost behaupten, nie zuvor vergleichbare Freunde besessen zu haben. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir zusammen eine Schlägerei auf dem akademieinternen Bolzplatz anzettelten und in Exthrophorows dünnluftigem Büro dafür gerade stehen mussten, hatte ich beispielsweise nicht einmal gewusst, was das menschliche Sprichwort ‚Geteiltes

Leid ist halbes Leid' überhaupt meint. Es waren gute Zeiten gewesen.

All das würde indes unwiderruflich ein Ende finden, denn meine Freunde und ich strebten in völlig unterschiedliche Richtungen. Fareila (sie war übrigens die Zweitbeste des Jahrgangs) würde sich der Wissenschaft zuwenden und hatte bereits ein stattliches Angebot erhalten, auf der *Saratoga* in zweiter Reihe als Laborantin einzusteigen. Gromz, dieser stämmige, immerzu streitlustige Rüsselträger, war der geborene Sicherheitsoffizier und würde im Militäraußenposten der Alpha–Centauri–Kolonie eingesetzt werden. Laxxo schließlich hatte sich während seines Studiums auf Ingenieurswesen spezialisiert; dementsprechend gedachte er, möglichst in Reichweite eines Warpkerns zu verbleiben.

Und was mich anging, so war ich Absolventin der Astrophysik. Seit ich mir in den Kopf setzte, der Sternenflotte beizutreten, wollte ich irgendwann eines ihrer Raumschiffe fliegen, denen man allerorten so viele wundersame Dinge nachsagte. Wo es für mich hingehen würde, wusste ich noch nicht.

Es war ein etwas steifes Beisammensein, denn jeder von uns war sich darüber im Klaren, dass die Zeit unser größter Feind geworden war. So nahm es auch nicht Wunder, dass wir eine Weile schweigend beieinander standen und die rauschende Feier in einer seltsamen Mischung aus Zufriedenheit und Bedrückung verfolgten.

Irgendwann wagte ich es, mich zu räuspern. Irgendwie schien jeder darauf gewartet zu haben, dass ich der zwischen uns herrschenden Stille einen erlösenden Schlussstrich verpasste. „Was meint Ihr, Leute?... Bleiben wir in Kontakt?"

Reflexartig nickten alle.

„Ist doch gar keine Frage.", sagte Fareila wie selbstverständlich.

Ich schenkte der von Natur aus kahlen, aber bildhübschen Frau ein Lächeln. „Versprich nichts, was Du nicht halten kannst. Die *Saratoga* ist nicht gerade das kleinste Schiff der Flotte. Da wird man schnell neue Freunde finden."

„Und wenn schon...", ließ es die Deltanerin drauf ankommen. „Es ist völlig egal, wen ich treffen sollte. Niemand wird je ersetzen können, was wir vier miteinander hatten."

Schlagartig schien uns allen wieder etwas wärmer zu werden.

„Ja, das gewesen sein koi–koi–tolle Zeit.", stimmte Laxxo ein, in dem für seine Art üblichen Akzent (man mochte auch sagen: in der pathologischen Unfähigkeit der saurianischen Spezies, ohne Zuhilfenahme des Translators einwandfreies Basic–English zu sprechen). Die bipedale Echse klimperte dabei mit den gelben, runden Augen. Ich hatte immer gefunden, dass niemand sonst so treudoof gucken konnte wie ein Saurianer, den Du Freund nennst.

„Unvergesslich.", pflichtete ich bei und zuckte die Achseln. „Wer weiß, vielleicht kriegen wir's ja

hin, uns alle Jubeljahre mal wieder in San Francisco zu treffen. Auf alte Zeit anstoßen und so..."

Fareilas Mundwinkel verwiesen nach oben. „Das würde mir sehr gefallen."

„Au ja.", produzierte Laxxo aus seiner langen Schnauze.

Spätestens jetzt, da die Erwiderung des Vierten im Bunde auf sich warten ließ, stutzten Fareila, Laxxo und ich.

„Hey, Gromz.", sagte die Deltanerin auffordernd. „Du bist ja heute so schweigsam. Willst Du nicht *auch* was sagen?"

Der untersetzte Alien kraulte sich den langen Bart, während er halb abgewandt von uns stand. Ein Brummen kam seiner Antwort zuvor: „Nein." Zunächst glaubten wir, es rücke noch mehr nach, doch Gromz verharrte in Einsilbigkeit.

„Nein?" Simultan hoben Fareila und ich die Brauen und Laxxo seinerseits etwas Vergleichbares. „Nanu, was ist denn mit *Dir* los? Hat Dir jemand was in Deinen Kaffee gekippt?"

„Tellariten trinken keinen Kaffee.", gab Gromz beleidigt zurück.

Fareila erübrigte eine Geste. „Bitte um Verzeihung. Also, was *ist* denn nun? Oder müssen wir unserem notorischen Miesmuffel jedes Wort aus dem Rüssel ziehen?"

Aus Gromz' Bauch ertönte ein eigentümliches Geräusch. Es klang nach ein paar Ziegelsteinen,

die in einem Wäschetrockner herumgeschleudert werden.

Ich erwartete also eine Antwort, in die Richtung gehend, er fühle sich nicht gut oder habe sich den Magen verdorben (obwohl es hieß, Tellariten könnten ohne Probleme sogar eine Schüssel Termiten vertilgen). Nichts dergleichen. Stattdessen brachte unser Freund zögerlich hervor: „Ich...bin...traurig." – verzog das Gesicht und wandte sich noch etwas mehr ab.

Fareila neigte sich dicht an mein Ohr. „Ein Tellarit, der traurig ist...", stellte sie zunächst unverwandt fest und konnte sich dann die Andeutung eines Kicherns nicht verkneifen. „Also, dass ich *das* noch mal erleben darf... Ich hatte ja keine Ahnung, dass unser Backpacker hier eine so sentimentale Ader besitzt."

Und sie hatte Recht. Fast die ganze Zeit in den zurückliegenden Jahren hatten wir Gromz als jemanden erlebt, der sich eisern an die tellarite Norm hielt. Das hieß zuallererst: Meckern, sich unbeugsam geben und hier und da ein ordentliches Schlammbad nehmen. Unter keinen Umständen jedoch Gefühle zeigen.

„Du würdest Dich wundern,", sagte ich, „wie viele raue Jungs in ihrem stillen Kämmerlein das eine oder andere Tränchen verdrücken."

Laxxo hatte mit seinem überirdisch guten Gehör alles mitbekommen, was wir besprochen hatten, und nun beschloss er – gutherzig wie er war –, etwas zu unternehmen. Schon im nächs-

ten Moment rückte er näher an Gromz heran, legte dem Trübseligen eine gescheckte Pfote auf die mächtige Schulter. „Gromz herkommen tun. Laxxo Gromz richtig koi–koi–doll knuddeln, dann Gromz wieder besser gegingt."

Der Tellarit grunzte wie empört. „Nein, dann bin ich lieber traurig."

Auch Fareila schien zu überlegen, was man noch tun konnte, um Gromz seine schlechte Laune zu vertreiben. Sie verwies auf die Buffettische mit ihrem überaus reichhaltigen Angebot. „Kann ich Dir vielleicht irgendwas Gutes bringen?"

„Gegrillte Schlammratte.", kam es wider Erwartungen von Gromz, und zwar recht kategorisch.

Fareila blähte die Backen. „Puh, ich weiß nicht, ob die hier mit so was aufwarten können. Aber ich werd' seh'n, was ich tun kann." Eine auffordernde Handbewegung galt dem Saurianer. „Kommst Du mit, Laxxo?"

„Koi–koi–klaro."

Zusammen machten sich die Beiden auf, das Buffet auf der Suche nach Gromz' Lieblingsspeise zu durchkämmen.

Kaum hatten Fareila und Laxxo sich entfernt, verfiel der Tellarit in ein fürchterliches Schluchzen.

„Hey, was ist denn?", fragte ich vorsichtig.

Mein Freund schniefte ohne Hemmungen. Im Dunstkreis des allgemeinen Geräuschpegels hör-

te ihn ohnehin niemand. „Ich glaube...", stammelte er. „Ich glaube... Ich..."

„Ja? Sag's bitte."

Gromz schien noch nicht überzeugt.

Ich lächelte. „Du weißt doch, was Commander Matthias uns eingebläut hat. ‚Was raus muss, muss raus'."

Gromz, von dem ich zwar genau wusste, dass er den basispsychologischen Unterweiser Matthias nie hatten leiden können, holte dann doch tief Luft. „Ich glaube, ich... Ich habe mich in Dich verliebt, Camishaa."

Mir sank die Kinnlade. Was hatte er da soeben von sich gegeben? Ich hätte ja mit vielem gerechnet, aber eindeutig nicht mit *so* etwas. Das hatte mir gerade noch gefehlt.

Zunächst wusste ich nicht, wie ich auf dieses unverhoffte Geständnis reagieren sollte. Gromz indes wiederholte mittlerweile seine Worte, nun deutlich lauter und hoffnungsvoller. Ich realisierte, dass ich ihm ein falsches Signal ausgesendet hatte. Kurz darauf sagte er es ein drittes Mal; als würde er sich geradewegs gesundschreien wollen. Erste Kommilitonen in der Nähe drehten sich um.

Nicht, dass es noch eine Rolle gespielt hätte, hätten sie sich die Mäuler darüber zerrissen, allerdings fühlte ich mich schlichtweg mit der Situation überfordert. Mit einer dämpfenden Geste kam ich einem womöglichen vierten Anlauf des Tellariten zuvor. „Möglicherweise ist das nicht

ganz die richtige Umgebung, um das zu besprechen."

„*Doch*.", erwiderte Gromz trotzig, im Übrigen nach wie vor ohne mich anzusehen.

Ich seufzte leise und begann allmählich zu begreifen. „Du warst noch nie ein Romantiker, stimmt's?"

In seinem Profil sah ich, wie er die buschigen Brauen zusammenzog. „Was ist ein Romantiker?", fragte er verwirrt.

Ich winkte ab. „Nicht so wichtig." Ich rieb mir das Nasenbein. „Ist Dir eigentlich bewusst, wie verschieden unsere beiden Völker sind? Es ist noch gar nicht mal so lang her, da gingen sie sich gegenseitig an die Gurgel. Ein Tellarit und eine Andorianerin... Ich meine, glaubst Du ernsthaft, so was könnte gut gehen?"

„Weiß nicht.", sagte Gromz. Auf mich wirkte er alles andere denn überzeugend. „Aber lass es uns trotzdem versuchen, ja? Das ist doch auch *Dein* Wunsch, hab' ich Recht?"

Mir stieg zu Bewusstsein, dass die Sache mit gehöriger Warpgeschwindigkeit in die falsche Richtung unterwegs war. Also beschloss ich, die Reißleine zu ziehen und dennoch ehrlich zu bleiben. „Es tut mir Leid, Gromz, aber... Ich fürchte, Du bist nicht ganz mein Typ."

War ich zu unsensibel gewesen? Ich meine, für Gromz, der sich so schwer geöffnet hatte, mussten sich meine abweisenden Worte wie eine Ohrfeige anfühlen. Für die Selbstachtung eines

traditionsverbundenen Tellariten womöglich zu viel. Andererseits war das Letzte, das ich an diesem Abend gebrauchen konnte, ein unausgeräumter Fall in Sachen Herzschmerz.

Wie dem auch gewesen sein mochte: Gromz' Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Prompt fluchte er vernichtend in seiner Muttersprache; dann setzte er sich, zunächst schwerfällig wie eine kleine Dampfwalze, in Bewegung und verließ ohne Umschweife den Saal. Ich sah ihm hinterher. Für einen kurzen Augenblick war mir, als hätte ich ihn zum letzten Mal gesehen.

Eine Minute später nur kehrten Fareila und Laxxo gut gelaunt zurück – samt einem Teller, auf dem etwas Dampfendes lag, das ich an dieser Stelle nicht näher beschreiben möchte. „Wahnsinn, oder?", sagte Fareila zufrieden. „Da haben wir doch *tatsächlich* Schlammratte gef..." Sie sah zur Stelle, an der der Tellarit bis gerade eben noch gestanden hatte. „Nanu, wo ist Gromz plötzlich hin?"

Mir war es zu viel. „Ähm... Entschuldigt mich bitte, ja?"

Fareila schien zu ahnen, dass etwas – wie würde Commodore Exthrophorow es ausdrücken? – Suboptimales, etwas zutiefst Optimierungsbedürftiges vorgefallen war. „Wo willst Du hin?"

Ich zuckte mit den Schultern. „Frische Luft schnappen und so."

„Also bist Du jetzt schon weg?"

Ich nickte. „Ich glaube schon. Morgen meld' ich mich bei Euch."

Die Halle zu verlassen, war eine Erleichterung für mich. Ich hatte genug. Es war nicht der saurianische Brandy, von dem wir alle zu Genüge getrunken hatten.

Kapitel 3

Die Akademie der Sternenflotte ist ein Ort, der seinen eigenen Geist – fast möchte man sagen: seine eigene Spiritualität – atmet. Hier gibt es eine Zeitlosigkeit, die mich von jeher fasziniert hat. Es ist ein Hort der Besinnung auf bewährte Traditionslinien, welcher dennoch ständig von der Moderne umflossen wird. Mir kommt die Metapher des Elfenbeinturms in den Sinn, der erhaben über den Gezeiten steht.

Man sagt, als die Architekten Campus und Komplexe entwarfen, ließen sie sich von einer entscheidenden Frage leiten: Wie spiegelt man das Selbstverständnis dieser stolzen Institution am besten in ihren materiellen Strukturen wider? Und sie kamen auf den Gedanken, sowohl beim Werkstoff als auch beim Design nicht nur auf Ressourcen von der Erde zurückzugreifen, sondern die Möglichkeiten anderer Föderationswelten zu berücksichtigen. Dadurch gelang es, dem ‚Per Aspera Ad Astra'–Motto auf unvergleichliche Weise Leben einzuhauchen. Man findet es in jedem Winkel der imposanten Gebäude, die sich in Eleganz und Schlichtheit immer auf den Zusammenhang zwischen Erde und den Sternen beziehen.

Und man findet es in den weitläufigen Parkanlagen, in die der Akademiekomplex eingebettet ist. Dort gedeihen selbst die exotischsten Pflanzen von weit entfernten Welten. Gerade der Garten hat mir immer dabei geholfen, das große Ganze im Auge zu behalten, und nicht umsonst bietet sich einem von hier aus ein wunderbarer Ausblick auf das geschäftige Presidio und das klare, blaue Wasser San Franciscos. In den floratischen Labyrinthen kann man sich fantastisch erholen.

Es könnte also diese überaus positive Erinnerung, ja vielleicht ein Hauch Nostalgie gewesen sein, der mich am Abend des Abschlussballs nicht sofort zum Nachhausegang verleitete, um stattdessen lieber noch einen kleinen Erholungsspaziergang zu unternehmen. Die Bedingungen waren denkbar gut: Von der Bucht mit der Golden Gate Bridge wehte eine laue Brise, während man in dieser Sommernacht eine prächtige Sicht aufs Gestirn genießen durfte. Am nächtlichen Himmel strahlte das Sternenzelt so klar, dass, hätte man sich nur angestrengt, selbst Andoria erkennbar gewesen wäre. *Hätte* man sich angestrengt.

Gedankenverloren, wie ich dieser Minuten war, schritt ich dahin, weiter an Gromz' Abgang denkend. Einerseits plagten mich Schuldgefühle, möglicherweise taktlos gewesen zu sein, denn es war sicher nicht meine Absicht gewesen, ihn zu kränken. Andererseits fand ich seine Reaktion

unfair angesichts der Tatsache, dass wir vier Jahre fast täglich zusammen gewesen waren.

Hatte ich eine derartige Behandlung wirklich verdient? Was war es, das einen Tellariten, der in Saft und Kraft stand und den ich zu kennen geglaubt hatte, auf einer Abschiedsparty umtrieb? Ich vermochte seiner Beweggründe nicht habhaft zu werden und tappte ohnehin im Dunklen, weil Anziehung nie eine Rolle in unserem Verhältnis gespielt hatte – und soweit die Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern in den letzten hundert Jahren auch gediehen sein mochte, konnte ich mir eine Liebesbeziehung mit einem Sohn Tellars einfach nicht vorstellen. Und ich *wollte* auch keine Beziehung, *überhaupt* keine, um mal etwas zum Grundsätzlichen zu sagen.

Fragen gingen mir durch den Kopf. Hatte Gromz mich vor ein Ultimatum stellen wollen, indem er einfach das Weite suchte, oder schämte er sich möglicherweise so sehr für seine Eröffnung, dass für ihn nur mehr die Flucht übrig geblieben war? So wie ich den weithin zugeknöpften Rüsselträger einschätzte, würde er mir wohl kaum in nächster Zeit eine Antwort darauf liefern; schätzungsweise nicht einmal dann, wenn das nächste Jahrhundert anbrach.

Ich fragte mich, ob sich unsere Wege noch einmal kreuzen würden, bevor er nach Alpha Centauri transferiert würde. Mit der Akademie hatten wir abgeschlossen. Sollte ich die weitere

Entwicklung demnach Gevatter Zufall überlassen oder nicht doch besser selbst die Zügel in die Hand nehmen, mich vielleicht morgen per Transmission bei ihm melden? Welch grandiose Idee, er würde bestimmt die Durchstellung verweigern. Die Scham der Niederlage war nämlich auf den tellariten Stolz getroffen.

Mein Dilemma war perfekt. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, um die Wogen mit meinem Kameraden wieder zu glätten.

Demgegenüber dämmerte mir eines: Es war geradewegs symptomatisch, dass die Strukturen, die mir vier lange Jahre Sicherheit, ja Geborgenheit gespendet hatten, ausgerechnet jetzt in sich zusammenfielen wie ein Kartenhaus. Das Bedrückendste daran war: Ich hatte keineswegs den Eindruck, ein neues Kapitel für mich wäre bereits aufgeschlagen worden. Ich saß zwischen zwei Stühlen.

Hätte man die momentane und die künftige Phase meines Lebens durch zwei Sekunden ausgedrückt, so schien ich genau zwischen Tick und Tack gefangen zu sein, konnte weder vor noch zurück. Die Vergangenheit prägt uns, die Gegenwart verwirrt uns und die Zukunft ängstigt uns. Einmal mehr in meinen dreiundzwanzig Jahren schickte sich der Lauf der Dinge an, mich von beiden Seiten her zu zerquetschen.

Wenn ich doch wenigstens eine klare Perspektive in Bezug auf die Sternenflotte gehabt hätte, so wie Fareila und Gromz... Aber während ande-

re Kadetten sich früh Gedanken über die Zeit nach dem Examen machten und bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Nähe zu kommandierenden Offizieren aus der Flotte suchten, hatte ich mich nie wirklich damit auseinander gesetzt. Vermutlich, weil ich es im tiefsten Innern meines Herzens gar nicht gewollt hatte: weggehen.

Hier, in San Francisco, zwischen Alcatraz und Sternenflotten–Hauptquartier, hatte ich zum ersten Mal Güte bei dem Versuch empfangen, mich selbst zu verwirklichen – und richtige Freunde gefunden. Freunde, die mir nicht in den Rücken fielen. Freunde, die mich nicht dazu zwangen, mich entweder für meine Überzeugungen *oder* für sie zu entscheiden.

Alles mutete so unbeschwert und makellos in diesem Vierer-Zirkel an. Es war nie langweilig, immer lustig und behütet zugegangen. Weshalb so ein Geschenk freiwillig aufgeben, hatte ich mir immer gedacht und beschlossen, es noch eine Weile auszukosten und die große Frage zu vertagen.

Die Zeit war fortgeschritten, nur das Ich war nicht gealtert. Und plötzlich stand ich vor vollendeten Tatsachen. Deshalb machte mir Gromz' Auftritt auch besonders zu schaffen: Ich hätte so etwas im Traum nicht von ihm erwartet. Gewissermaßen hatte er das vierjährige Idyll meiner Erinnerung beeinträchtigt, in Mitleidenschaft gezogen. Vom einen Moment auf den nächsten kam in mir die Frage auf, ob ich mir über mein

Leben hier nicht weit reichende Illusionen gemacht hatte. Was, wenn ja? Konnte ich dann überhaupt weiter gehen, ohne erneuter Blauäugigkeit anheim zu fallen? War ich bereit dafür?

Zum ersten Mal seit langer Zeit nagten tiefe Zweifel – nein, *Selbst*zweifel – an der Substanz meiner mühsam empor geläuterten Natur. Es war wie ein Gift, das mich schwächte und lähmte, und Heilung war zurzeit nicht in Sicht...

„Ist es nicht etwas spät, um sich die Füße zu vertreten?"

Die Stimme in meinem Rücken erschreckte mich zunächst. Jedoch war ihr Klang wohl vertraut. Ich drehte mich um und sah mich einem alten Bekannten auf dem Campus gegenüber: dem biederen und zuweilen griesgrämigen Gärtner Boothby. Er trug einen seltsamen Strohhut und hockte am Fuße eines noch jungen Baums am Wegesrand.

Ich musste so in Gedanken gewesen sein, dass ich überhaupt keine Notiz von ihm genommen hatte. Nicht minder überrascht ob seiner Anwesenheit gab ich zurück: „Ist es nicht etwas spät, um die *Gärten* zu pflegen?"

Jetzt nahm er sich den Hut vom schütteren Haupt und betrachtete mich mit der verstohlenen Aufmerksamkeit einer Frostanbeterin. „Ich *pflege* sie ja gar nicht.", widersprach er kurz darauf.

„Sondern?"

Sein runzeliges Gesicht wurde um ein paar Furchen reicher, als er überraschend einen Mundwinkel hochzog. „Vielleicht bin ich hier ja zuhause, wer weiß."

Mir stand nicht der Sinn nach abwegiger Philosophie oder Blödeleien. „Kommen Sie, Boothby."

Aber die Miene meines unverhofften Gesprächspartners blieb überzeugt, fast mehr als das: beschwörend. „Nein, im Ernst, meine Teure. Wer sagt, dass ich nicht ein guter Gartengeist bin, der in diesem Park herumspukt?"

„Aha.", machte ich unbeeindruckt. „Und zu welchem Zweck?"

Der alte Terraner richtete sich auf. „Den Zweck werd' ich Ihnen verraten: Um kleinen Kadetten zu helfen, die sich verirrt haben."

Ich hob die Brauen über die bedeutungsschwanger klingenden Worte. „Da muss ein Irrtum vorliegen. Denn ich *habe* mich gar nicht verirrt."

„Na, dann sollten Sie jetzt mal Ihr Gesicht sehen."

Befremdet blinzelte ich. „Ich kenne mein Gesicht recht gut. Aber *Sie* sind möglicherweise noch nicht so vielen Personen begegnet, die von Andoria kommen, könnte das sein? Die gucken nämlich *immer* etwas anders."

Der Gärtner schnaufte unüberhörbar; meine Widerrede schien ihn nur in seinen Ansichten zu bestätigen. „Schätzchen, *alle*, die hier landen und des Nachts durch meine Gärten streifen, sind

sich ziemlich ähnlich. Ob Sie nun einen Pelz haben, einen Knochenkamm, Schwimmhäute zwischen den Fingern oder eben zwei Hörner auf dem Kopf. Bloß *denkt* jeder, sein Fall wäre einzigartig. Ja, ja, Jugend ist schon 'ne schöne Sache."

Mochte es so einfach sein? – Sprach da nichts weiter als Altersüberheblichkeit aus Boothby? Zuerst fühlte ich mich etwas gekränkt, zumal er ganz offensichtlich die Frechheit besaß, meine Antennen als Hörner zu bezeichnen. Dann allerdings beschloss ich, mich auf das nachgerade komische Spiel des Gärtners einzulassen. „Nehmen wir mal an, es wäre so..." Ich legte den Kopf an. „Weshalb *habe* ich mich denn verirrt?"

Der Alte leckte sich die Lippen, sich eine Kunstpause gönnend. Anschließend zeigte er mit zwei knorrigen Fingern auf mich. „Sie wissen nicht, wie es für Sie *weiter* geht. Sie sind hergekommen, weil Sie nach einem Anhaltspunkt suchen."

Die Überzeugungskraft, mit der er sich artikulierte, war verblüffend untypisch für einen gewöhnlichen Floristen. Ich verschränkte die Arme. „Nicht schlecht. Sie waren nicht zufällig früher mal Therapeut?"

Boothby grinste wie ein Winterhöhlenbär. „Oh, ich *bin* es noch.", insistierte er. „Meine Pflanzen therapiere ich täglich. Da gibt es immer genug Arbeit."

Das anfängliche Eis schien gebrochen, ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Al-

so, um die Wahrheit zu sagen: Sie lagen schon richtig. Ich bin zurzeit wirklich etwas orientierungslos, was die Zukunft betrifft. Vielleicht werd' ich bald weggehen."

Wie Boothby mich mit zusammengekniffenen Augen musterte, schien ihm ein Licht aufzugehen. „*Ah*, dann müssen Sie von dieser unsäglichen Abschlussfete kommen, stimmt's?"

Ich nickte einmal, wollte ihn fragen, woher sein offenkundiger Verdruss ob des Balls rührte, aber er kam mir zuvor: „Dann seien Sie so gut und sagen Ihren Kommilitonen, dass sie nicht sturzbetrunken durch meine Beete laufen sollen. So wie jedes Jahr."

„Ich glaube, die wissen schon Bescheid.", ließ ich ihn wissen, ohne die strengen Protokollregeln zu erwähnen, die Besäufnisse auf dem Campus mit harter Hand ahndeten. Ich erinnerte mich an Gerüchte um Boothbys üble Laune, wenn eine Schlägerei unter Kadetten zur Verunstaltung eines Blumenfelds oder Busches geführt hatte.

„Da würd' ich nicht drauf wetten. Und dieser Exthrophorow ist der aller*schlimmste* von ihnen. Der sollte sich von einem Shuttletaxi abholen lassen."

Ich traute meinen Ohren nicht ganz, doch es schien so, als wäre Boothby wieder seinem Ruf vorausgeeilt. Er musste eine natürliche Aversion gegen Autoritäten haben, denn sonst hätte er mit dem Commodore nicht leichtfertig seinen

eigenen Arbeitgeber beleidigt. Abgesehen davon konnte ich mir Exthrophorow einfach nicht vorstellen, wie er einen über den Durst trank. Allerdings konnte ich auch nicht ganz leugnen, dass ich vor einer Weile gewisse unbeständige Gerüchte aufgeschnappt hatte. Ob Boothby da mehr wusste?

Nein. Es war an der Zeit, zu gehen. „Ich bin sicher, Ihren Beeten wird nichts passieren.", meinte ich und straffte die Gestalt. „Hat mich gefreut. Noch einen schönen Abend – ich meine Nacht."

Boothby betrachtete mich aus seinen trüben, strengen Augen. „Wem sagen Sie das?"

In der Tat, er war ziemlich eigen, dieser Typ. „Na, *Ihnen*.", sagte ich.

Jetzt schürzte er die Lippen, bevor er ein heiseres, kurzes Lachen krächzte, das seltsam viel wissend anmutete. „Aber, aber...", brummte er. „Vielleicht haben Sie hier nur Selbstgespräche geführt, meine Liebe. Lassen Sie sich das mit dem Geist noch mal durch den Kopf geh'n, ja?"

„Geht klar.", antwortete ich, bereit ihm für sein abgebrührtes Geschwafel (das möglicherweise selbst nach Hochprozentigem roch) auf die Schulter zu klopfen und die Konversation zu beenden. Dennoch wollte ich mir einen kantigen Spruch nicht verkneifen: „Dann passen Sie auf, dass Sie hier niemand findet. Um drei ist Sperrstunde."

Boothby schüttelte großväterlich den Kopf. „Schätzchen, Sie haben es *immer* noch nicht verstanden, oder? Für die *gewöhnlichen* Leute bin ich unsichtbar."

„Ach ja, natürlich.", murmelte ich. „Nur für die Kadetten sichtbar..."

Er sagte nichts mehr. Ich nahm das zum Anlass, mich abzuwenden.

Manche Dinge zu verlassen, ist zumindest kein allzu *großer Verlust.*, sprach ich mir Mut zu und kehrte in jene Gedankenverlorenheit zurück, die mich erst in den Park geführt hatte.

Im nächsten Moment war mein Blick an einen unwahrscheinlichen Punkt meines Horizonts abgeglitten. Plötzlich haftete er auf einer symmetrischen Silhouette, die sich in einigen Kilometern Entfernung gen Himmel erhob. Sie lag weit über dem Bodenniveau San Franciscos und war im Schein von Mond und Sternen gerade so auszumachen, gleichwohl immer da.

Ein stiller Wächter.

Ich erinnerte mich, wie ich mir vor Jahren geschworen hatte, diesen Ort in Ruhe zu besuchen, jedoch immer irgendeine Ausrede bemühen konnte, es vor mir herzuschieben.

Jetzt war die Zeit der Ausreden vorbei. Überdies war die Aussicht, sich noch ein wenig die Füße zu vertreten, nicht die schlechteste.

Eilig empfahl ich mich beim Gärtner und schritt davon. Erst, nachdem ich mich in Bewegung

gesetzt hatte, realisierte ich, dass der Alte kein Wort erübrigt hatte.

Flüchtig wandte ich mich also noch einmal um.

Doch Boothby war verschwunden.

– – –

Der bloße Anblick des Monolithen war ehrfurchtgebietend. Wahrscheinlich hatte ich ihn mitunter aus diesem Grund die ganze Zeit über gemieden. Irgendwie ließ er Unbehagen in mir aufkeimen. Das Monumentale, welches er aussandte, besaß etwas Entferntes gemein mit jenen überragenden Statuen des Feldherrn Thori, die man allerorts auf Andoria fand.

Gleichwohl war ich mir darüber im Klaren, dass das Bauwerk, welches ich vor mir hatte, nicht in erster Linie eine Ode an den Gründergeist einer Nation war oder an ihre Integrität, obwohl auch das eine Rolle bei seiner Errichtung gespielt haben musste.

Es handelte sich um ein Mahnmal.

Errichtet unmittelbar nach dem Ende des Kriegs zwischen Menschen und Romulanern, stand der Obelisk für all die Seelen, die ihr Leben gelassen hatten, um den Weg in die Föderation zu ebnen, jenes beispiellose multiethnische Unterfangen, das heute gerade erst dabei war, von seinen Verheißungen zu zehren. Vor allem aber gedachte er der sieben Millionen Toten, welche die Xindi–Krise einige Jahre früher gefordert hat-

te. Nicht von irgendwoher kam es, dass manch einer vom ‚Aufbruchsdenkmal' sprechen wollte.

Nachdem ich den Hügel erklommen hatte, bot sich mir ein eindrucksvoller Augenschein auf den Monolithen. Seine stolze, an eine gigantische Wachskerze erinnernde Gestalt schien den Himmel rätselhaft zu teilen. Ich dachte an die Geschichtslektionen an der Akademie zurück, wo einer der Schwerpunkte der Erste Kontakt gewesen war.

Und wie ich das Monument musterte, massierte meine Fantasie das Bild zu einer alten chemischen Rakete, gebaut von den ersten Weltraumpionieren in einer anderen Zeit. Natürlich hatte ich die *Phoenix* im Smithsonian gesehen, mich aber damals darüber geärgert, dass ich sie mir nicht außerhalb der sterilen Museumsumgebung vorstellen konnte, geschweige denn abhebend aus jener denkwürdigen Rampe in Montana, um Geschichte zu schreiben. Ob die Erbauer des Obelisken intendiert hatten, eine solche Assoziation im Betrachter zu wecken?

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es gewesen sein muss, in dieser Zeit gelebt zu haben. Trotz aller Mühen des Beginns musste der Weltraum jedenfalls sehr viel größer gewirkt haben, angefüllt mit Wundern, die man noch nicht erkundet, noch nicht in naturwissenschaftliche Erklärungen gehüllt und ihnen so den Reiz des Unbekannten genommen hatte.

Aber Krieg? So etwas kannte ich nur aus Datenbanken und Büchern. Obwohl ich mir seit meinem Abschied von Andoria gerne einredete, ich hätte Schlachten geschlagen, musste ich mir jetzt doch eingestehen, wie alles in allem schonungsvoll mein Leben verlaufen war. Als Kind dieser Generation von Föderationsbürgern war über mich der Segen gekommen, in einer Welt aufzuwachsen, in der es existenzielle Nöte nicht gab. Wer konnte schon voraussagen, wie lange das so bleiben würde? Wenn die Geschichte nämlich etwas bewiesen hatte, dann, wie eigenwillig und unberechenbar sie war.

Ich trat näher heran an den Monolithen und las die Worte, die ihm eingraviert worden waren...

> *The result is not doubtful. We shall not*
> *fail – if we stand firm, we shall not fail.*
> *Wise counsels may accelerate, or*
> *mistakes delay it, but, sooner or later,*
> *the victory is sure to come.*
>
> – Abraham Lincoln, June 16, 1858

Zum ersten Mal, nur für ein paar Sekunden, konnte ich wertschätzen, was ich hatte, war zufrieden, im Reinen mit meinem Leben, über das

ich mich so zu beklagen, bedauern und verteufeln gewöhnt hatte.

Meine Aufmerksamkeit verlor sich in der Ferne, wo San Francisco still vor mir lag. Auch von hier aus schwieg der große Komplex der Akademie wie andächtig. Während ich auf die vom Sternenglanz gesäumte Metropole schaute, merkte ich, dass sich meine Wahrnehmung ausdehnte.

Wie viele andere Städte hatte San Francisco zahlreiche Wunden, Angst und Schmerz aus dem Krieg gegen die Romulaner zu verarbeiten, nicht zu vergessen den Terrorismus der fremdenfeindlichen Terra Prime–Bewegung. Das alles hielt an. Und doch schien es all die Entbehrungen wert gewesen zu sein...

Angefangen mit den Leistungen Jonathan Archers und seiner Crew, hatten die Menschen – dieses auf den ersten Blick so unscheinbare Volk – wirklich Großartiges geleistet. Sie hatten genauso wenig gewusst, was die Zukunft bringen würde. Vor ihnen eine interstellare Allianz, noch ungeübt, unerfahren. Vereinigte Föderation der Planeten – eine unberechenbare, zuweilen unausgegorene Mischung aus Stärken, Schwächen, Anfälligkeiten und Komplikationen. Trotzdem, trotz aller Rückschläge, hatten sie ihren Optimismus niemals aufgegeben. In Zeiten, wo Vulkanier, Andorianer und Tellariten sich im Kleinklein ihrer Konflikte und Ansprüche aufzulösen drohten, statistische Wahrscheinlichkeiten gegeneinander tauschten, die von einem Scheitern

kündeten, waren die Menschen ihrem Naturell treu geblieben, unerschütterlich.

Die Essenz des Zeitlosen, des Überweltlichen, erfasste mich. Ich spürte, wie die Dinge weitergingen, wie ein Stein, der sorgsam auf dem anderen gebaut wurde, etwas zum Besseren bewirkte, dass auf diesem Weg fatalistische Kreisläufe gesprengt werden konnten. Dass jeder ein Erbe besaß und am rechten Fleck war.

Die Opfer waren nicht umsonst gestorben. Hier, im Herzen des interstellaren Völkerbunds, konnte man in Zuversicht auf das Morgen sehen...

„Schwer zu glauben, dass es schon mehr als hundert Jahre her ist, oder? Krieg ist wirklich eine heißhungrige, nimmersatte Bestie."

Ich zuckte leicht zusammen, als die Stimme dicht neben mir erklang. Mit einem Seitenblick gewahrte ich mich, dass eine andere Person zu dieser unwirklichen Stunde den Aufstieg gewagt hatte, um sich hier oben den Geist der Geschichte um die Ohren wehen zu lassen.

Es war ein Mann, der sich nach irdischen Maßstäben in den Mittfünfzigern befinden musste. Ungewöhnlich an ihm wirkte von vorneherein das beinahe komplett erweiste Haar. Ein wenig zottelig war es und reichte über die Ohren, verdeckte auch die Stirn und endete dicht über den gehaltvollen Augen. Der Kragen seines Mantels war ansehnlich hochgeschlagen.

Ich löste mich aus meiner anfänglichen Starre. „Das stimmt. Es ist ein besonderer Ort."

„Ja.", meinte er und betrachtete mich. „Verzeihen Sie mir die Bemerkung, aber ich hätte so spät eigentlich niemanden außer der holden Einsamkeit hier oben erwartet."

„Ich auch nicht." Ich fragte mich kurz, ob ich möglicherweise unbedarft wirkte, indem ich diese Antwort wählte.

Der Blick des Mannes strich über den Obelisken. „Sagen Sie, kommen Sie oft hierher?"

Zunächst verfluchte ich ihn für die Frage. „Wenn ich ehrlich sein soll, ist es mein erstes Mal."

Seine Augen kehrten zu mir zurück, bevor er mein Abzeichen bedeutete. „Aber Sie gehören zur Sternenflotte. Müssten Sie dann nicht regelmäßig –?..."

„Das frage ich mich auch, und um ehrlich zu sein.", unterbrach ich ihn. „Ich habe keine wirkliche Antwort parat. Und sind *Sie* oft hier?"

Er schüttelte einmal den Kopf. „Bin ich nicht. Ist auch *mein* erstes Mal." Seiner Kehle entrang sich ein schwaches Seufzen. „Manche Leute fliegen extra nach Francisco, nur, um auf diesem Platz zu stehen, so wie sie nach Bozeman fliegen, um auf Cochranes Spuren zu wandeln. Und ich hab' Angehörige, die während des Xindi–Angriffs ihr Leben verloren und bin nie hier eingekehrt. Es ist wirklich eine Schande."

Ich wusste zuerst nicht, wie ich mich angemessen dazu verhalten sollte. Wieder kam mir in den Sinn, dass ich ja eigentlich keine Ahnung vom Krieg hatte. „Das tut mir Leid. Sind es denn...wichtige Angehörige?" Zwischen Angst vor der eigenen Tölpelhaftigkeit und der Hoffnung, zumindest etwas entgegnet zu haben, kniff die ich Augen halb zu.

„Hm,", machte der Mann, „eigentlich nicht. Entfernte Verwandte väterlicherseits. Meinem Vater würde nicht gefallen, was ich hier sage, denn er hat seine blöden Ahnenbäume immer geliebt. Aber deshalb reden wir schließlich auch nicht mehr miteinander." Mit einem unübersehbaren Schmunzeln über dem markanten Kinn sah er mich an, als warte er darauf, dass ich seinen Ausdruck erwiderte.

Es brachte mich ein wenig in Verlegenheit. „Wenn das so ist, dann haben wir ja etwas gemeinsam.", kehrte ich zum Ausgangsthema zurück.

„Ja, das haben wir. Ist für uns beide das erste Mal... Sozusagen." Im nächsten Moment verengten sich seine Augen zu Schlitzen der Wärme. Dieses Strahlen hatte eine Wirkung auf mich, die ich mir zum damaligen Zeitpunkt noch nicht eingestehen wollte. Es währte nur ein paar Sekunden, als der Mann wieder auf meine Montur aufmerksam wurde. „Hören Sie, rein zufällig kenn' ich mich mit Sternenflotten–Uniformen

ganz gut aus. Ist die, die Sie tragen, nicht für Galaanlässe gedacht?"

„Das haben Sie richtig erkannt."

„Folglich muss es doch etwas zu feiern geben, oder?"

Mit einiger Verzögerung bedachte ich ihn mit zustimmender Miene. „Nun, meinen Abschluss. Mein Jahrgang hat heute die Offiziersausbildung beendet."

„Ah, dann erklärt das auch das kleine Feuerwerk vor einigen Stunden."

Ich nickte. „Unser Gärtner regt sich immer schrecklich darüber auf. Er befürchtet, wir verschandeln ihm seine Grünflächen."

„Klingt nach einem waschechten Perfektionisten.", meinte mein Gegenüber.

„Diese Beschreibung passt durchaus ganz gut, wenigstens ab und zu."

„Mit Perfektionisten hab' ich immer so meine Probleme gehabt."

„Unser Akademiedirektor auch.", erwiderte ich. „Deshalb können er und der Gärtner sich nicht riechen, glaube ich."

Mit einer Kopfbewegung bejahte er, obgleich seine Augen verrieten, dass er in Gedanken bereits anderswo war. „Erlauben Sie mir die aufdringliche Frage: Warum sind *Sie* nicht dort?" Er deutete in Richtung Akademiegelände. „Ich meine, das ist *Ihre* Abschlussfeier."

Ich stutzte. „Ich...muss über ein paar Dinge nachdenken."

„Und welche?“

„Über was denken *Sie* nach, wenn Sie herkommen?“ Bevor ich mich versah, hatte ich tatsächlich mit einer Gegenfrage geantwortet.

Er schürzte die Lippen. „Na ja, irgendwie über die Zukunft.“

„Sehen Sie, genau wie ich. Da haben wir *noch* etwas gemeinsam.“

Wir beide lächelten, und ich wusste wieder seinen Blick auf mir ruhen. Dann herrschten einige Sekunden des Schweigens.

„Der Weltraum ist groß.“

„Wie bitte?“

Er reckte den Kopf zum Firmament. „Haben Sie sich schon überlegt, wo Sie hin wollen?“

Ich verhielt mir den Hinweis, dass es unter Umständen ein paar Monate dauern konnte, bis man einen Transfer auf ein frei werdendes Schiff mitmachen konnte und ich folglich noch Zeit hatte, mir über den bevorzugten Posten den Kopf zu zerbrechen. Ich entschied mich für eine Antwort, die ich im Nachhinein als reichlich abgegriffen empfinde. „Am liebsten wäre ich überall gleichzeitig. Vielleicht wird es ja mit diesem Transwarpantrieb klappen, an dem unsere Experten hoch über den Wolken seit kurzem basteln.“

„Ja, davon hab’ ich gelesen, in der *Federation Times*. Aber wenn Sie mich fragen: Das All kann ein ziemlich langweiliger Ort sein. Die meisten Welten sind nur Trümmer aus Stein oder Bälle

aus Gas. Genauer betrachtet, ist diese Galaxis trotz der einen oder anderen Oase ziemlich öde und trostlos."

Ich versuchte herauszufinden, was die Worte über ihn aussagten. „Sie fühlen sich also im Weltraum nicht wohl?"

„Ich bitte Sie. Wer kommt heute noch am Weltraum vorbei, wenn er seines Weges gehen will?"

Nicht die Antwort, die ich erwartet hatte. „Und wohin *führt* Ihr Weg?"

Der Mann schenkte mir ein Lächeln, das etwas Herausforderndes, auch etwas Verschwörerisches bereithielt. „Jedenfalls nicht dorthin, wo die Sternenflotte ihre schicken Schiffe kreuzen lässt. Ich versuche Mittel und Wege zu finden, das All spannend zu halten. Nervenkitzel und so."

„Sind Sie Unternehmer?", erlaubte ich mir einen Schuss ins Blaue.

„So was in der Art." Noch einmal schaute er zum Monolithen und sog Luft durch die Nüstern. „Tja, jetzt kann ich zumindest sagen, dass ich da war. Aber irgendwie hab' ich's lieber, wenn die Geschichte *nicht* mehr qualmt. Das vernebelt die Sicht. Es wird wohl noch eine Weile vergehen müssen, bis die Distanz größer wird."

„Ich weiß nicht, ob das etwas ändern würde.", sagte ich. „Für viele Menschen wird dieser Ort immer etwas ganz Besonderes bleiben. Vermutlich ist das auch gut so."

„Dürfte ich…“ Dezent räusperte er sich. „Dürfte ich fragen, wie Sie heißen?“

„Man nennt mich Camishaa. Und Sie?“

„Johnson. Für Sie bin ich Edward. Es war mir eine Freude, Sie kennen gelernt zu haben, Camishaa.“

Er streckte mir die Hand entgegen, und ich ergriff sie. „Ganz meinerseits. Verirren Sie sich nicht auf dem Heimweg.“

„Das Irren ist meine Spezialität. Oder heißt es umsonst: ‚Gehe verloren, um gefunden zu werden‘?“ Er zwinkerte mir viel wissend zu, bevor er sich zum Gehen umwandte.

Ich verfolgte, wie er als kleiner Punkt vor dem Panorama des nächtlichen San Francisco verschwand. Kurz darauf wich auch ich von der Seite des steinernen Hüters, der seit einem Jahrhundert still gegen das Vergessen kämpfte.

– – –

In meiner letzten Nacht im Appartement des Kadettendistrikts auf dem Sternenflotten–Campus schnarchte mein rigelianischer Zimmergenosse wie ein kaputter Blasebalg. Stundenlang lag ich wach und dachte darüber nach, wie es jetzt für mich weitergehen würde. Auch überlegte ich ständig, wann und wie ich mit Fareila, Laxxo und insbesondere Gromz wieder in Kontakt treten sollte. Auf all diese Fragen erbot sich mir keine zufriedenstellende Antwort, als irgendwann in

den Stunden der Morgendämmerung die Erschöpfung über mich hereinbrach.

Ruhe fand ich jedoch nicht. Ich hatte einen verstörenden Traum. Aus einem Grund, der sich mir nicht erschloss, war ich wieder auf Andoria, doch niemand nahm mich wahr. Stattdessen wurde ich von einem Fremden verfolgt, unwissend, was er von mir wollte, aber in der Ahnung, dass es etwas Ungeheuerliches sein musste. Ich war so sehr in Panik, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als mit meinen Volksangehörigen in Kontakt zu treten, sie um Hilfe, um Schutz zu bitten. Dafür war ich sogar bereit, meine persönlichen Bedürfnisse und all das, was ich mir erstritten hatte, aufzugeben, so sehr bohrte sich die Furcht in mein Herz.

Aus lauter Verzweiflung floh ich zu meiner *Zhadi*, in unser altes Zuhause, wo sie an einem Tisch saß und, Eispfeife rauchend, schweigend zum Fenster hinausblickte. Ich sprach sie um ein Vielfaches an, versuchte mich kenntlich zu machen, doch sie schenkte mir keinerlei Notiz, als wäre ich geradewegs unsichtbar. Die Nervosität zerriss mich beinahe, wusste ich doch, dass meine Zeit unwiderruflich ablief. Aus dem Treppenhaus konnte ich bereits die Schritte meines Verfolgers hören, wie sie näher kamen.

Tapp, *Tapp*, TAPP, *TAPP*...

Jeder Schritt war ein Hämmern in meiner Magengrube, stärker und stärker. Ständig war ich auf der Flucht, doch wo ich auch hingelaufen

war – er fand mich immer, schien meine Gedanken anzapfen zu können. Ein Entkommen war sinnlos. Schweißfeucht und mit weichen Beinen lief ich durch die Wohnung und drängte mich in einen engen, voll gestopften Kleiderschrank, der in meinem alten Kinderzimmer stand. Versuchte keinen Mucks von mir zu geben.

Dann vernahm ich das gleichmäßige Auftreten von Absätzen direkt auf dem Parkett des Penthouses. Er hatte die Wohnung betreten, und er hatte es nicht eilig. Nach einer Minute legte sich ein Schatten auf mein Gesicht, als die Gestalt an meinem Versteck vorbeiglitt. Durch die dünnen Spalten in der Tür glaubte ich eine finstere Hand zu sehen, die ihre Finger aneinander rieb. Anderes blieb mir verborgen.

Dann wich der Unbekannte zur Seite; ich verlor ihn aus dem Blick. Schlagartig wurde es still. Ich begann Hoffnung zu schöpfen. Aber schon in der nächsten Sekunde riss etwas mit Leichtigkeit die Tür des Schranks auf...

Und das war dann genau der Augenblick, in dem ich schreiend und schweißgebadet aufwachte. Ich wünschte, ich hätte mich an ein Gesicht erinnert. Aber alles, was ich in die Welt der Wachen mitnahm, war dieses scheußliche, raue Kichern eines verrückten Clowns.

Kapitel 4

Am nächsten Morgen stieg Übelkeit in mir auf. Ich musste mich mehrfach übergeben. Alles drehte sich, und hinter meinen Schläfen pochte es wie ein metallener Schlegel. Mein rigelianischer Zimmergenosse befand sich erst im zweiten Jahr und war bereits früh zum Unterricht verschwunden. Wir hatten vereinbart, dass er mir am Nachmittag beim Umzug in die kleine Wohnung am Ufer helfen würde, die ich vom Verwaltungsrat der Akademie vermittelt bekommen hatte, bis ich eine formelle Versetzung erhielte. Aber anstatt, dass ich mich zügig dem Packen meiner Sachen zuwenden konnte, band mich erst einmal mein unerklärlicher gesundheitlicher Zustand. Fast war es, als hätte ich das unnahbare, grauenvolle Substrat aus meinem Albtraum mitgenommen und in der Wirklichkeit meines eigenen Körpers neu geboren.

– – –

Die Arztpraxis, umgeben von prunkvollen Mietshäusern, befand sich in einem Obergeschoss, von dem aus man in der Ferne das Meer glänzen und die Satcars dabei beobachten konnte, wie

sie die Lombard Street hinab krochen. Die Praxis roch nach Sauberkeit. Ihre Räume waren geschmackvoll eingerichtet. Die beruhigenden Bilder zeigten hoffnungsvolle, friedliche Landschaften auf der Erde und anderen Föderationswelten. Die Bücherregale waren gefüllt mit imponierenden, Autorität ausstrahlenden Bänden, die angesichts allgegenwärtiger Digitalität nicht mehr zur üblichen Ausstattung einer medizinischen Einrichtung zählten. Die Schwestern schwebten mit einem Lächeln wie Tänzerinnen vorüber.

Es war die Vorliebe Doktor Linkeds, sich mit einem Ausdruck von Unfehlbarkeit zu umgeben, die ich seit jeher so ansprechend gefunden hatte. Da ich nicht selten dazu neigte, mich mit Selbstdiagnosen verrückt zu machen, gehörte ich immer zu denjenigen Leuten, denen die geistige Führung eines starken Mediziners wohl bekam. Andererseits mochte meine Sympathie für Doktor Linked auch einfach darin begründet liegen, dass er, genau wie ich, einer der wenigen Andorianer war, die im Exil lebten. So war er, ohne, dass ich eine Alternative ausprobiert hatte, von vorneherein der Arzt meines Vertrauens auf der Erde geworden.

Linked neigte nicht gerade dazu, viel über sich preiszugeben oder mit seinen Patienten Gespräche über Gott und die Welt anzufangen. Es war auch dieser Abwesenheit von nimmersattem Konversationshunger geschuldet, die ihn zu ei-

nem Unikat machte. Insofern war er mir selbst nach vier Jahren, in denen ich unregelmäßig bei ihm eingekehrte, relativ fremd. Obgleich ich immer, wenn ich ihn aufsuchte, eine subtile Note von Privatheit von ihm empfing, kannte ich seinen Werdegang kaum beziehungsweise seine Beweggründe, Andoria überhaupt verlassen zu haben. Ich konnte mir jedoch nicht vorstellen, dass dieser fähige, intelligente Mann etwas verbrochen hatte, das ihm die Exklusion eingehandelt hatte. Andererseits sagten die Menschen doch nicht zu Unrecht, stille Gewässer seien tief. Wie auch immer: Wir sprachen niemals über dieses Thema, und es spielte in unserer Beziehung auch keine ausschlaggebende Rolle.

Um die Mittagszeit, als die Sonne im Zenit stand und durch die Fenster des klimatisierten Behandlungszimmers ihre erbarmungslosen Strahlen schickte, über die Linked sich jeden Hochsommer beschwerte, kam der Arzt herein und kaute wie immer auf jener gewundenen Pfeife, die sein Markenzeichen war. Er hatte mir einmal gesagt, sie sei ein Geschenk seiner Frau gewesen. Möglicherweise hatte sie sie ihm gegeben, als er von Andoria wegging. Seitdem war, wie ich schätzte, kein Tag vergangen, an dem er sie nicht in einem Mundwinkel stecken hatte.

„Wie geht es Ihnen?", fragte er und schaute unschlüssig hin und her zwischen mir und dem

auf dem Tisch liegenden Dossier, welches sämtliche Resultate der Untersuchungen enthielt.

Ich konnte nicht mehr zählen, wie oft er mir die Standardfrage am heutigen Vormittag gestellt hatte, während ich vom einen Untersuchungszimmer ins nächste geleitet wurde. Meine Geduld war erschöpft. „*Sagen* Sie es mir."

Der Arzt deutete ein Lächeln an, wie ein guter Spieler. „Die Schwester sagte mir, Sie hätten gestern Ihren Abschluss gemacht, Camishaa."

Verunsicherung stieg in mir auf. Linked griff, abgesehen von seiner unbewusst geraunten ‚Wie geht es Ihnen'–Floskel, nie zu Smalltalkeinlagen. Er war ein schmalsilbiges Gemüt, und wenn das so blieb, ließ sich ablesen, dass alles stimmte.

„Was haben Sie gesehen?"

Ich zählte fünf Herzschläge, deren Intensität hinter meiner Brust merklich anschwoll.

In der Zwischenzeit hatte der Weißgekittelte sich wieder eine ernste Miene aufgesetzt, um mir zu verstehen zu geben, dass er nur mir zu Liebe den Versuch einer freundlich dahinplätschernden Vorrede unternommen hatte. Er faltete die Hände auf seinem Tisch. „Camishaa, Sie sind eine Patientin, die mir am Herzen liegt. Ich will ehrlich mit Ihnen sein: Die Testergebnisse haben selbst mich ziemlich überrascht. Ich musste sie wieder und wieder studieren, bis ich es selbst glauben konnte."

Ich schluckte. Das klang sehr düster. Ich hatte ja mit vielem gerechnet, als ich die Praxis aufsuchte, aber nicht mit dem, was sich nun anschickte, mein weiteres Leben zu bestimmen.

„Alles weist darauf hin, dass Sie in der linken Hirnhälfte eine Wucherung haben. Ihre Beschwerden sind übliche Symptome dafür."

„Ein Tumor?", wiederholte ich ungläubig. „Aber wo soll der so schnell hergekommen sein?" Beim letzten Routinecheck vor einigen Monaten war noch nichts nachzuweisen gewesen.

Ich biss mir auf die Zunge, bis ich Blut schmeckte, um mich zu vergewissern, dass ich mir nicht bloß einbildete, was sich nun vollzog.

„Das ist die Frage, um die sich alles dreht. Ich weiß es mir nicht recht zu erklären."

Ich hatte mich Linked stets so gewiss überantwortet, aber zum ersten Mal hegte ich Zweifel an seiner Kompetenz. „Haben Sie damals vielleicht etwas übersehen?"

In seinen grauen, durchdringenden Augen, die tief in den Höhlen lagen, blitzte es. Mir war etwas passiert, das mir sonst nie passierte: Ich hatte sein Ego angekratzt. „Auf diese Frage bin ich vorbereitet.", sagte er leicht eingeschnappt. Er stieg aus seinem Sessel und ging zu einer Wand, wo ein Diagnosemonitor angebracht war. In der Folge rief er zwei Scanaufrisse der betroffenen Gehirnhälfte ab und legte sie nebeneinander. „Sehen Sie *das* hier, Camishaa? Dies ist die Aufzeichnung von der letzten Untersuchung, die wir

bei Ihnen durchführten." Sein Finger wanderte. „Und das hier ist das aktuelle Bild. Es gab nicht den geringsten Hinweis auf eine Anomalie, nicht den *aller*geringsten." Wie ein Verteidiger, der seinem Mandanten in einem flammenden Plädoyer die Unschuld eingebracht hatte, kehrte er zu mir zurück und ließ sich wieder in den Sessel sinken.

Ich summte leise zur Bestätigung. Anschließend versuchte ich mich zu fassen und atmete tief ein. Nur gut, dass wir in einem medizinischen Zeitalter lebten, wo Tumore einen nicht mehr dahinrafften. „Dann will ich, dass Sie ihn so schnell wie möglich entfernen."

Eine Pause entstand. Linkeds Augen suchten meine. Als er mir kurz darauf noch einen Drink anbot, ahnte ich erst, wie schlimm es um mich stand.

– – –

Linked hatte mich mit einem Mittel gegen Kopfschmerzen und Übelkeit entlassen und mit dem Rat, ich möge mich erst einmal schonen. Seinerseits versprach er, dem Mysterium hinter meiner Stirn auf die Schliche kommen zu wollen, indem er sich unter Bemühung seiner Schweigepflicht bei einigen Kollegen vom Interstellaren Austauschprogramm schlau zu machen gedachte.

Das alles spielte indes keine allzu große Rolle mehr für mich. Er hatte seine Diagnose abgegeben.

Ich würde noch allerhöchstens ein Jahr zu leben haben, und dann würde mein Geist in Flammen aufgehen, und mit ihm unter all den Metastasen meine Körperfunktionen.

Linked hatte bei mir eine bestimmte Art Tumor festgestellt, der auf Andoria seit Jahrhunderten als verschwunden galt. Er unterschied sich grundlegend von üblichen Geschwüren, und es war nie ein erfolgreiches Heilverfahren für ihn entwickelt worden. Da es irgendwann keine Notwendigkeit mehr gegeben hatte, waren zaghafte Bemühungen überdies auf Eis gelegt worden.

Wenn ich alles richtig verstanden hatte, war die bizarre Perversion dieser Erkrankung, dass sie nicht nur gegen alle bekannten Strahlentherapien resistent war, sondern auch, dass sie binnen kürzerster Zeit dazu neigte, Körperfunktionen zu imitieren und mit lebenswichtigem Gewebe verschmolz.

Kurzum: Der Tumor ließ sich irgendwann nicht mehr als solcher isolieren, und noch weniger ließ er sich entfernen. Ich hatte der Wahrheit in ihr scheußliches Gesicht zu sehen: Da wurde irgendeine namenlose Macht meines Kopfes habhaft. Und dann, eines Tages, würde sie sich entschließen, den alles entscheidenden Hebel herunterzulassen, ganz einfach so.

In der Retrospektive weiß ich, dass ich all die Jahre auf Andoria eine Zeitbombe gewesen war, deren Zünder Gewissen und deren Sprengstoff Aufbegehren hieß. Diesmal *saß* ich auf einer Zeitbombe.

– – –

Was hatten die Größen der Sternenflotte in ausweglosen Situationen getan? In der unterschwelligen Hoffnung, eine Inspiration aus den Analen der Himmelsgänger zu erhalten, hatte ich bei meinem rigelianischen Kollegen um Aufschub gebeten, was meinen Umzug anbelangte. Stattdessen suchte ich am Abend des Hiobstages einen Ort auf, von dem es hieß, dass dort Jonathan Archer, Charles Tucker und andere meiner Jugendhelden sich an ihm zu verwegenen Entscheidungen durchgerungen hatten, die richtungsweisend für die Erde und später eine ganze Multispeziesallianz wurden.

Unter Offizieren erfreute sich der Club 602 schier noch der gleichen Beliebtheit wie in der Gründerzeit der Sternenflotte. Man musste kein besonders aufmerksamer Beobachter sein, um zu erkennen, mit welchem Stolz die Besitzer der Bar darauf hinwiesen, dass die Föderation im Wesen ihres Herzens hier geboren worden sei, hätten doch die Visionen eines A.J. Robinson oder eines Captain Archer manch schlaflose Nacht nicht überstanden, wären sie nicht mit Hochprozenti-

gem warmgehalten und bei teils hitzigen Wort– und manchmal sogar Faustwechseln nicht zäh erkämpft worden.

Ein weiteres Kuriosum des Clubs bestand, wie mir rasch auffiel, in einem bemerkenswerten Verhalten der jungen Kellnerinnen. In Anlehnung an eine Frau namens Ruby, die hier einst die Pioniere der irdischen Raumfahrt bedient haben soll, machten sie es sich zueigen, den männlichen Besuchern ein allgemeines Rätsel aufzugeben. Es galt, zu erraten, wie sie ihre Kinder eines Tages zu nennen gedachten. Nur, dass sie nicht so weit gingen, wie man es gerüchteweise der legendären Ruby nachsagte, und denjenigen zu heiraten erpicht waren, der auf den entsprechenden Namen kam. Vielmehr war dieses Gebaren Selbstzweck, gehörte zum allgemeinen und erwünschten Flair, der die rustikale Schenke umwehte, welche sich Originalität und Urigkeit bewahrt zu haben schien.

Weil mir der Freudentaumel über den Erhalt meines Abschlusszeugnisses sprichwörtlich im Halse stecken geblieben war, verzichtete ich dieser Stunden auf die Uniform, die ich unter anderen Umständen vermutlich sogar ins Bett mitgenommen hätte. Nun wurde mir allerdings bewusst, wie meine zivile Montur im Meer frappierend gelber, blauer und roter Einteiler regelrecht hervorstach. Die brechende Völle und mein eher unscheinbarer Körperwuchs verhinderten Schlimmeres. Ohne, dass ich zu sehr auffiel,

drängte ich mich zwischen eng gepressten Rücken und Schultern vorbei und entdeckte in einer Nische, die einer Ruhezone gleichkam, einen noch freien Tisch. Ich musste daraufhin feststellen, dass der Zufall meines Funds offenbar keiner war.

An der gegenüberliegenden Wand prangte ein Portrait des Mannes, der mein Idol war, seit ich gegen alle noch so erbitterten Widerstände meinen eigenen Weg im Leben hatte einschlagen wollen. Jonathan Archers Lächeln war ein archaisches, an der Grenze zwischen Aufbruchseuphorie und Desillusionierung. Ich war vertraut mit den meisten Holofotos und Kunstwerken, die von ihm im Laufe seines Wirkens als Raumschiffkommandant gemacht worden waren und nahm an, diese Malerei war zu einem späteren Zeitpunkt entstanden als in den ersten beiden Jahren der *Enterprise*–Mission. Schon vor längerem war mir aufgefallen, wie sich über den Fortgang der Zeit eine bittersüße Nuance in sein Lächeln gestohlen hatte, die – wie ironisch – je stärker wurde, desto mehr er und seinesgleichen die Grundlagen für eine lebenswertere Zukunft schufen.

Ich nahm Platz, und Archers bedeutungsvolle Augen schienen mir dorthin zu folgen.

„Was darf's sein?"

Ich hatte die brünette Kellnerin in ihrem rosafarbenen Kostüm gar nicht kommen sehen. Sie musste über Argusaugen verfügen, in diesem

Jubeltrubel noch Neuankömmlinge zu erspähen. Und noch größer mussten ihre Talente beim Balanceakt sein, die besagten Neuankömmlinge zu bedienen.

„Ähm... Andorianisches Ale, bitte." Ich hatte das Teufelszeug immer gehasst wie die Pest, aber an diesem Abend war mir danach, vielleicht gerade deshalb, weil mein persönlicher Geschmack ohnehin keine große Rolle mehr spielte.

Die Kellnerin stutzte. „Wir führen keine exotischen Speisen und Getränke."

„Aber ist das hier nicht der Ort, wo alles begann?", fragte ich enttäuscht.

Sie seufzte. „Die Föderation, Schätzchen, nicht Gott in Frankreich."

„Gott in –...?"

„Oder sonst wo im Universum.", unterbrach die Bedienung mich gleich wieder. Sie überlegte, bevor sie mich viel wissend anblickte. „Hey, wie wär's mit 'nem Altairwasser? Sie seh'n aus, als könnten Sie eins gebrauchen."

Ihre Bemerkung bewirkte, dass meine innere Unruhe wieder an Auftrieb gewann. „Tu ich das?"

„Ja,", erwiderte sie verheißungsvoll, „mit 'nem Schuss Minze. Sie werden schon seh'n: Das bringt Ihre grauen Zellen wieder in Schwung."

„Meine grauen Zellen...", wiederholte ich, für eine kurze Weile geistesabwesend. „Okay, dann bringen Sie mir eben das Altairwasser."

Zufrieden verschwand die flippig aussehende Dame in der Menge, aus der sie gekommen war.

Und ich? Als wäre das Portrait vor mir ein natürlicher Fixpunkt, verlagerte sich meine Aufmerksamkeit dorthin zurück. Die Geräuschkulisse um mich herum ebbte jäh hinter der Lautstärke meiner eigenen Gedanken ab. Mein Blick verfing sich an Archers.

„Was würden *Sie* wohl machen?", flüsterte ich. „Es heißt, es gäbe keine ausweglose Situation für Sie."

In Erwartung eines wie auch immer gearteten Zeichens betrachtete ich ihn eine Minute, vielleicht zwei. Doch er blieb starr, eingefroren in der Zeit, in der er gelebt hatte, unfähig zur Regung. Sein Blick blieb ein Echo aus der Vergangenheit. Er raunte mir nichts zu, sondern bedachte mich bloß mit dem schweigend verschwiegenen Lächeln, das er auch jedem anderen Betrachter erübrigte.

Ich spürte, wie ich innerlich verzagte. Der Schutzpatron meiner entfesselten Träume entpuppte sich als illusionäres Gebilde, womöglich sogar nur als ganz normales sterbliches Wesen, was in meinem Fall sogar noch schlimmer war. Die Wahrheit lautete: Ich war allein, so wie immer.

Und deshalb war es mir auch keine Überlegung wert, ob ich meine Freunde einweihen sollte in die scheußlichen Neuigkeiten. Die Entscheidung war längst gefallen. Ich weigerte

mich, Schwäche und Verwundbarkeit preiszugeben, denn dann stand ich nicht mehr mit ihnen auf einer Augenhöhe, sondern würde unablässig Mitleid von ihnen bekommen. Und wenn es etwas gab, das in meiner Prägung vorhielt, dann war es, dass Andorianer niemals um emotionale Anteilnahme buhlten. So existierte auch ich nach der Ordnungsmacht des Ganz–oder–gar–Nicht, mir den Schwur leistend, das grausige Geheimnis für mich zu behalten.

Spätestens im Anschluss an den dritten Drink, den ich mir genehmigte, begannen die Einteiler im 602 allmählich miteinander zu verschwimmen. Im gedämpften, mannigfarbenen Licht des Clubs fühlte ich mich auf einmal an ein weites Meer erinnert, gesäumt vom Sonnenuntergang. Die betörenden Melodien aus antiken irdischen Jukeboxen verleiteten mich zur Vorstellung, ich stünde auf der Bugspitze eines Luxusdampfers, vernehme im Rücken die Klänge vom Partydeck und ließe mich dahintreiben.

Meine *Zhadi* hatte mich einmal auf eine Überfahrt mit einem Eisbrecher mitgenommen...

Es war eine kurzweilige, aber angenehme Betäubung. Zum ersten Mal war es mir vergönnt, mich ein wenig entspannen. Vor mir tänzelte Jonathan Archer und ging immer mehr in den Hintergrund der allgemeinen Kulisse über. Ich nahm ihn kaum noch wahr. Denn er war mir egal geworden. Sollte er dort hängen bleiben und die Leute glauben lassen, er hätte durch

seine heldenhaften Leistungen und nicht etwa ein Riesenglück seinem Volk den Weg gewiesen. Andere Leute, nicht mich.

Als die Nacht spät wurde, rang ich mich dazu durch, einen Schlussstrich unter das Begießen meiner Schwärmereien zu setzen und erhob mich schwerfällig. Der Steg schwankte leicht, während ich mich in der Menge zum Ausgang vorarbeitete. Im trüben Licht glaubte ich, im Vorübergehen ein Gesicht zu sehen, das mir bekannt vorkam, weil ich es mir eingeprägt hatte. Zwei Augen schienen mir zu begegnen und mich wahrzunehmen. Aber dann hatte ich die Bar bereits verlassen, und alles, was mit diesem Ort in Verbindung stand, interessierte mich nicht mehr.

Der Zusammenbruch kam daher als hohles und mittelmäßiges Empfinden; ein unspektakulärer Niedergang in die Grauheit. Eine Flamme in meinem Innern war erloschen. Bezeichnenderweise jenes Feuer, das mich so lange und hart hatte brennen, hatte kämpfen lassen. Ich war hergekommen, um Trost zu finden. Aber gefunden hatte ich nichts dergleichen.

Archer und seine selbstgerechte Riege von edelmütigen Sternenrittern, wir waren fertig miteinander.

– – –

Auf dem Heimweg machte ich in nicht weniger als vier Kneipen Halt, um von ihrem Hochprozentigen zu kosten, bis man mich jeweils unter irgendeinem Vorwand auf die Straße setzte und ich nach hundert Metern einen neuen Hafen anlief. Ich war nie eine ausdauernde Trinkerin gewesen, und so war ich in der nächtlichen Finsternis schließlich sternhagelvoll und wusste nicht einmal mehr, wo es zum Campus zurückging. Ich erinnere mich, dass mich zwei Kellner eines Gasthauses je an einem Arm auf eine Bank schleppten, wo ich in einen tiefen, dunklen Schlaf fiel.

Ich träumte, ich ginge zu irgendeiner Beerdigung auf meiner Heimatwelt. Ein blutiger Himmel überzog das Labyrinth von andorianischen Symbolen ewiger Ruhe und das große Mausoleum des riesigen Friedhofs. Eine schwarze, verschleierte Trauerschar säumte das dunkle Marmorrund, das die Säulen vor dem Mausoleum bildeten. Jeder der Anwesenden trug eine hohe, weiße Kerze.

Im Licht von hundert Flammen wurde der Umriss eines großen, schmerzvoll blickenden Marmorengels auf einem Sockel sichtbar, zu dessen Füßen sich das offene Grab mit einem gläsernen Sarg befand. Von Neugier ergriffen, machte ich

einen Satz nach vorn, um festzustellen, wer darin aufgebahrt war.

Schockiert sah ich mich selbst. Meine Leiche, ganz in Weiß, ruhte mit offenen Augen unter dem Glas. Schwarze Tränen rannen ihr über die Wangen.

Die Gestalt meiner *Zhadi* löste sich aus dem Gefolge und fiel tränenüberströmt vor dem Sarg auf die Knie. Nie zuvor hatte ich sie weinen sehen.

Der Reihe nach zogen die Trauernden an der Verstorbenen vorbei und legten schwarze *Zletha*–Blumen auf den Glassarg, bis er so weit bedeckt war, dass man nur noch das Antlitz sah. Zwei gesichtslose Totengräber senkten den Sarg in den Graben, dessen Grund von einer dicken, dunkelblauen Flüssigkeit überschwemmt war. Der Sarg schwamm auf einem Teppich andorianischen Bluts, das langsam durch die Ritzen der gläsernen Verschlüsse drang. Nach und nach füllte er sich, und das Blut bedeckte meinen Leichnam. Bevor das Gesicht gänzlich verschwand, bewegte es die Augen und schaute mich an.

Ein Schwarm schwarzer Vögel flog auf, und ich lief, von ungebändigter Panik ergriffen, davon und verirrte mich auf den Wegen der unheimlichen Totenstadt. Irgendwann vernahm ich erbärmliche Laute; Klagen und Wimmern. Dann erst sah ich Schattengestalten, die sich aus den dunklen Winkeln des Friedhofs und hinter un-

ermesslich hohen Grabsteinen mir näherten. Doch anstatt, dass mein Blick sich auf die Untoten versenkte, begriff ich mit einem plötzlichen Blick in die Ferne: Der Horizont, ja der ganze Planet war ein Gräberfeld.

Ich befand mich an der Ruhestätte des andorianischen Volkes. Doch es schien hier keine Ruhe finden zu können, quälte sich in einem endlosen Dämmerzustand zwischen Leben und Tod.

In meinem Augenwinkel erschien eine neue Gestalt. Ich ließ meinen Blick zu einem nahe gelegenen Hügel schweifen. Dort stand jemand gegen das grelle Licht der Sonne, sodass nur Umrisse erkennbar waren. Und stieß ein erstecktes Lachen aus.

In meinen Eingeweiden machte sich unbeschreibliches Grauen breit. Es bestand kein Zweifel, ich wusste es einfach. Dort vorne stand die Gestalt, die mich in meinen Tag– und Schlafträumen heimsuchte, seit dem denkwürdigen Datum, als ich mich von Andoria losgesagt hatte.

Der Fremde, der mich verfolgt hatte. Innerhalb dieses Traums erinnerte ich mich an andere Träume, war ich so sehr davon überzeugt, dass mein Gefühl zutraf, dass es sich beklemmend wirklich anfühlte.

Ich wich zurück, ging rückwärts, um Reißaus von der Gestalt zu nehmen, die mit regungsloser Gelassenheit weiter dort oben stand und mich observierte. Es musste doch einen Weg zurück zum Trauerzug geben. Vielleicht konnte meine

Zhadi mir Schutz spenden, vielleicht diesmal. Aber ich merkte schnell, wie ich beim Finden des richtigen Pfads scheiterte. Das Friedhofslabyrinth war nicht so wie in meiner Erinnerung; es schien sich verändert zu haben.

In den Schatten sah ich weiterhin die Gestalten der Untoten. Sie stießen jammernde Töne aus, wo sie zu mehr wahrscheinlich auch nicht imstande waren.

In einem Affekt wandte ich mich noch einmal um, weil ich mich vergewissern wollte, ob die Figur immer noch auf dem Hügel stand. Doch nein, sie war verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Ich schlotterte vor Schrecken, blickte eilig nach rechts und links.

Das war bereits der Augenblick, wo eine Hand mich bei der Schulter packte und mich herumdrehte. Ich blickte in das Gesicht eines Andorianers, so tiefschwarz wie nur das All selbst. Ich blickte in eine grässlich verzerrte Fratze, pechschwarz, die Iris von den Pupillen in eben jenem Ton verschluckt. Erst nahm ich an, er wollte mir etwas mitteilen, dann aber lachte er nur krächzend. Es war ein Lachen, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ und mich aus der Phantomwolke meines Unterbewusstseins riss, dankenswerterweise, aber doch zu spät.

Ich wachte am leergefegten Straßenrand auf und musste mich erbrechen. Dann erhob ich mich und taumelte hinein in eine Seitengasse,

ohne genau zu wissen, ob der Weg zurückführte Richtung Uferpromenade. Es spielte keine sonderliche Rolle mehr. Mein Herz war vergiftet, und mein Blick flackerte.

Nach einer Weile machte ich in der Ferne eine Gestalt aus, die sich aus dem dunstigen Schein der wenigen Straßenlaternen abhob. Das schwache rötliche Glimmen einer Zigarettenglut spiegelte sich in ihren Augen. Der Fremde war dunkel gekleidet, eine Hand steckte tief in der Jackentasche, die andere führte die Zigarette, die eine blaue Rauchwebe um sein Profil spann. Schweigend beobachtete er mich, das Gesicht verborgen.

Noch paralysiert vom Albtraum, witterte ich etwas, das mir nicht geheuer war. Ich entschied mich für eine Abzweigung und versuchte ihn abzuschütteln. Mein Schritt führte mich zum Hafen San Franciscos. Dort setzte ich mich auf die Stufen und musste erst einmal verschnaufen. Jemand hatte eine nächtliche Bootsfahrt gechartert, und übers Hafenbecken hinweg schwebten das Gelächter und die Musik der Prozession aus Lichtern und Spiegelungen herüber. Ich erinnerte mich flüchtig an die sorglosen Tage, wo Fareila, Gromz, Laxxo und ich hier Zeit miteinander verbracht hatten, in einem Billardclub, der nicht weit entfernt lag.

„Eine gute Nacht für die Reue.“, sagte eine Stimme aus dem Schatten.

Ich sprang auf und spürte harsche Kälte sich in meinem Leib ausbreiten. Eine Hand bot mir aus der Finsternis heraus eine Zigarette an, aber ich beachtete sie nicht weiter. Ich erkannte, dass es sich um die Gestalt handelte, die mich vorhin beobachtet hatte. Verschwor sich jetzt etwa das ganze Universum gegen mich?

„Wer sind Sie?"

Der Fremde trat bis an die Schwelle der Dunkelheit vor, sodass sein Gesicht mir weiter verborgen blieb. Ein Hauch von blauem Rauch stieg von seiner Zigarette auf. Sogleich erkannte ich den dunklen Anzug und die in der Jackentasche versteckte Hand. Seine Augen glänzten wie Kristallkugeln.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Camishaa. Ich bin ein Freund."

„Wieso sollte ich Ihnen glauben?"

„Zigarette?"

„Ich rauche nicht."

„Vernünftiges Kind, ja das bist Du. Im Gegensatz zu mir. Seitdem ich diesen irdischen Tabakverkäufer kennen gelernt habe, der täglich seine Kisten nach *Klasza* liefert, bin ich dieser unsäglichen Angewohnheit verfallen. Kannst *Du* Dir vorstellen, dass die Menschen sich damit früher massenhaft in den Krebstod gestürzt haben? Nur gut, dass unsere Lungen ein wenig robuster sind."

Nun tat sich etwas. Ich verfolgte, wie die Gestalt sich nach vorn neigte und der Vorderkopf

die Lichtgrenze überschnitt. Dort saßen zwei sich langsam windende Antennen.

Diese Person war Andorianer. Aus meiner Erinnerung kannte ich ihn nicht.

Er ließ sich mit einigem Abstand neben mir nieder. „Ich *darf* mich doch zu Dir setzen, oder?"

„Warum fragen Sie mich, wenn Sie's ohnehin tun?" Ich merkte, wie meine Stimme zitterte.

Sein linker Mundwinkel spannte hoch, ehe er wieder an der Zigarette sog. „Du warst schon immer ein aufmerksames Kind. Deinem scharfen Verstand entging noch nie etwas. Das war sogar das ganze Problem, wenn ich mich recht entsinne."

„Wer sagt das?"

Er trieb mich mit meiner erschrockenen Ungeduld, indem er mehrere Sekunden verstreichen ließ. „Tja, zum Beispiel Deine *Zhadi*."

„Meine *Zhadi*?"

„Ganz Recht."

„Was wissen Sie schon vor ihr?"

„Mehr als Du glaubst, Camishaa.", antwortete der Fremde. „Weißt Du eigentlich, dass sie Dich sehr vermisst? Sie liebt Dich, über alles. Sie hat nie damit aufgehört. Nur Du wolltest Sie als die Bestie sehen, zu der Du sie erklärt hast. Es ist nicht zu spät, diesen Fehler wieder gutzumachen. Du musst mir nur die Hand reichen, damit wir nach Andoria zurückfliegen. Es ist alles vorbereitet: Du kannst in die Arme Deines Volkes zurückkehren. Deine *Zhadi* hat für Dich eine Stel-

le im diplomatischen Dienst geschaffen. Eigens für Dich, stell Dir vor. Das ist doch so viel besser als alles, was die Sternenflotte Dir bieten kann. Diese Zukunft inmitten von interstellarem Geröll."

Meine Gedanken kreisten. Die anfänglichen Zweifel wurden erstrickt: Dieser Unbekannte war von meiner *Zhadi* geschickt worden. Sie hatte es tatsächlich getan. Nach all den Jahren, nach all dem Preis, den ich zahlte, hatte sie also immer noch nicht von mir abgelassen.

Der eisige Wind der Vergangenheit schlug mir ins Gesicht. „Hören Sie zu, wer immer Sie sind, was immer Sie im Schilde führen.", erwiderte ich in einer Drohgebärde. „Wenn wirklich meine *Zhadi* Sie geschickt hat, sagen Sie ihr, sie hat kein Recht mehr, das zu tun."

„*Was* zu tun, Camishaa?", wiederholte er. In seinem Ton kündigte sich etwas Vorwurfsvolles an. „Mit Dir zu *reden*? Ohne sie wärest Du nicht auf der Welt. Ohne sie hättest Du kein Heim. Sie hat Dir so vieles gegeben. Sie stand zu Dir, als *niemand* zu Dir stand, erinnerst Du Dich? Ja, das tust Du. Du *kannst* es gar nicht vergessen, geschweige denn verleugnen. Du bist ihr etwas schuldig."

Vehement schüttelte ich den Kopf. „Irrtum. Ich bin ihr *überhaupt* nichts schuldig, nicht das Geringste. Ich habe mir mein Recht, hier zu sein, teuer erkauft. Ich bin frei."

Vermeintlich ruhig beanspruchte er erneut den Glimmstängel und blies eine kleine Rauchwolke

in die Nacht. „*Du* bist diejenige, die irrt, Camishaa."

„Das glaube ich nicht."

„Du verstehst es einfach nicht, oder?" Ich sah, wie er seinen Unterkiefer vorschob. „Du wirst *niemals* frei sein. Niemals. Du gehörst Deiner *Zhadi*, und wir alle gehören dem *Shelthreth*. Das ist der Lauf der Dinge."

Es reichte. Ich schoss in die Höhe und begann mich zu entfernen. „Verschwinden Sie. Kommen Sie nie wieder. Lassen Sie mich endlich in *Frieden*!"

Keine zehn Meter weit kam ich. Vorher traf mich etwas durch den Stoff meines Ärmels und blieb oberhalb des Ellbogens stecken. Ich hob den schmerzenden Arm und erkannte ein kleines Projektil, das ich mir in der Folge herausriss. Sogleich tränkte sich die Kleidung an der Wundstelle mit saphirblauer Flüssigkeit.

Der Lauf der Pistole ragte aus dem Ärmel des Fremden heraus, welcher immer noch saß. „Bleib ganz ruhig, Camishaa. Niemand möchte Dich verletzen. Das ist ein Beruhigungsmittel. Wenn Du wieder aufwachst, wird die Welt ein Stück besser sein."

Es fing an. Die Lichter der Bucht verschwammen, verwuschen zu einem kaleidoskopischen Gesprenkel. Ich schlotterte. Die vom Schiff dröhnende Party wurde zur wirren Kakophonie. Mein Blick zerrte und dehnte sich. Behäbig versuchte ich, vorwärts zu streben, doch jeder Schritt wur-

de ein Wagnis. Bis es nicht mehr ging, ich das Gleichgewicht verlor und stürzte.

Über mir sah ich den Namenlosen, wie er als drohender Schatten erschien und seine Zigarette zu Ende rauchte. Anschließend holte er einen Transportmarkierer hervor und schickte sich an, ihn mir anzuheften...

Da traf ihn etwas Grelles, Fauchendes unterhalb der Brust. Ungläubig verharrte er, presste sich die Hand gegen die Verletzung, zog dann einen Blaster aus seiner Jackentasche, richtete ihn aus, eilig nach dem Schützen suchend. Sein Blut rann mir auf die Kleidung. Er überlegte es sich anders und wollte wieder den Versuch aufnehmen, das kleine Gerät an mir zu befestigen. Höchstwahrscheinlich gedachte er, einen Transportvorgang durchzuführen.

Er kam nicht soweit. Ein zweiter Schuss zerschmetterte ihm den Brustkorb. Er atmete schwer, schwankte daraufhin zurück und kippte über den absperrungsfreien Stein mitten ins schwarze Wasser. Eine Gischt ergoss sich über mich, ehe Schwäche mich überkam und ich die Augen nicht länger offen halten konnte.

Kapitel 5

Licht schillerte vor meinen Augen, und einige Sekunden später bemerkte ich, dass es durch die geschlossenen Lider strahlte, durch Haut und dunkle Träume. Ich öffnete die Augen und bereute es sofort, als das Gleißen schmerzhafte Intensität gewann und bis zum Hinterkopf pochte.

Ich wollte – wen auch immer – dazu auffordern, das Licht auszumachen, brachte aber nur ein schwaches Stöhnen hervor. Der Schmerz ließ nicht nach, als ich blinzelte, um den Schleier vor den Augen zu vertreiben. Der verschwommene, milchige Fleck wollte sich nicht auflösen.

„Es ist zu früh.“, hörte ich eine Stimme. „Und wir haben alle Zeit der Welt.“

Etwas Kühles legte sich an meinen Hals und zischte dumpf. Ich sank wieder hinab in die schwerelose Düsterkeit.

– – –

Es war eine Sense, die ich über meinem Kopf hin– und herschwingen sah, immerzu näher auf mich herabsinkend...

Ehe ich die Augen aufriss und mich in ungewohnter Umgebung wieder fand.

Ich lag in der Nische eines kleinen, fensterlosen Raums, ausgestreckt auf einem Ledersofa, und das erste, was mir hindurch das dimme Licht auffiel, war die große, hölzerne Standuhr.

Die Bewegung des goldenen Pendels wurde von einem lauten, rhythmischen Ticken begleitet. Ich hatte diese Dinger immer gehasst. Meine *Zhadi* liebte antike Uhren, insbesondere solche, die von der Erde stammten. Sie hatte das ganze Penthouse mit ihnen zugestellt, sehr zum Leidwesen eines jungen Mädchens, das von ihren Geräuschen immer unsägliche Albträume bekam.

Langsam richtete ich mich auf, machte mehrere kleine Schritte im Zimmer, in dem außer der Uhr nur eine Topfpflanze und ein Schreibtisch standen. Eine Flagge der Föderation zierte die Wand. Es roch nach Reinigungsmitteln.

Die Szenen und Geräusche, die mir im Kopf lagen, muteten an wie bizarre Trugbilder, wie Einbildungen eines kranken Geistes. Hatte ich lediglich geträumt? Für eine kurze Frist geriet ich ins Grübeln.

Mir war jedwedes Zeitgefühl abhanden gekommen. Ich wusste nicht, wie lange ich geschlafen hatte, und ich wusste nicht, wo ich mich aufhielt.

Die Tür des Zimmers war angelehnt. Ich beschloss, nicht zu zaudern, ergriff die Klinke und schob mich durch den Spalt.

Nun stand ich in einem langen, düsteren Korridor. Keine weiteren Ein– und Ausgänge in Sicht außer der großen Flügeltür am Ende des Gangs. Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Ich passierte ein Fenster.

Mir gab sich eine grauweiße Basaltwüste preis, jeglicher Gezeiten erstorben. Dann erst bemerkte ich, dass diese Landschaft keinen Zwischenboden besaß; einen Himmel suchte man hier vergebens. Ich konnte mitten in den freien Weltraum blicken.

Und die Erde sehen, ein einnehmend großer Ball am Gestirn.

Unbehagen wuchs in mir. Mein Aufenthaltsort war definitiv nicht länger San Francisco. Nein, ich befand mich irgendwo auf dem Mond, und die Abwesenheit jeglicher Zivilisation deutete darauf hin, dass es sich um eine kleine Siedlung außerhalb von New Berlin, Tycho City oder anderen Metropolen handeln musste.

Gegen Gliederkrämpfe musste ich ankämpfen, bevor ich den Gang fortsetzte. Ich durchschritt die Flügeltür, wohinter mich ein kreisrunder Raum mit hoher Decke erwartete, voll gestopft mit allerhand fremdartigen Gegenständen. Hier fanden sich Büsten, Urnen, Kunst aller Couleur, selbst zur Schau gestellter Schmuck und eine Reihe kaum zu bezeichnender Artefakte, viele von ihnen dargeboten in gläsernen Vitrinen und auf Podesten. Wer immer das alles hortete, muss-

te ein leidenschaftlicher Kenner und Sammler des Skurrilen sein.

Am deutlichsten stachen die Portraitaufnahmen hervor, welche in verschiedenen Größen die freien Bereiche der Wände besetzten. Ich schritt heran und überflog sie.

An den Posen und Kleidern war zu erkennen, dass die meisten Bilder ein enorm hohes Alter aufwiesen, vermutlich mehrere Jahrhunderte. Viele von ihnen waren längst vergilbt oder verblichen, schätzungsweise um vielfaches Mal Konservierungsbehandlungen unterzogen worden. Unten am Rahmen waren auf einem Täfelchen der Name des Abgebildeten und das Entstehungsjahr der Fotografie zu lesen.

Ich betrachtete aufmerksam diese Gesichter, die mich aus einer anderen Zeit heraus beobachteten, so wie Jonathan Archer im 602 es getan hatte. Kinder und Alte, Damen und Herren. Sie alle vereinte ein Schatten von Traurigkeit im Blick, eine lautlose Klage. Alle schauten mit einer Sehnsucht in die Kamera, die einem unweigerlich das Blut in den Adern gefrieren ließ.

„Interessieren Sie sich für Fotografie?“, fragte eine Stimme neben mir.

Erschrocken fuhr ich herum.

Er. Der Mann vom Kriegsdenkmal.

An meiner Seite stand Edward Johnson und betrachtete die Bilder mit einem melancholischen Lächeln. Sein Blick wanderte zu mir. Ich

hatte sein Kommen nicht bemerkt, so wie schon bei unserer ersten Begegnung.

Hatte *er* mich hierher gebracht? Hatte er mich – soweit meine Memogramme mir keinen Streich spielten – aus der grässlichen Situation, die meine jüngste Vergangenheit zu sein schien, gerettet? Ich war innerlich durch und durch zerrüttet, brachte keinen Laut heraus und beschränkte mich darauf, ihn zu mustern.

In ein Fleecejackett gekleidet, stand er da und hob eine Hand. Er bedeutete eine Reihe von kleineren Fotos, die sich in etwa auf Augenhöhe befanden. „Gestatten, meine Ahnen. Sie haben sich bestimmt schon gefragt, was dieser Gesichtsausdruck wohl bedeuten mag. Persönlich denke ich, der Aberglauben ist dafür verantwortlich. Sie haben tatsächlich befürchtet, ihnen würde die Seele ausgehaucht, wenn man sie aufnimmt. Zum damaligen Zeitpunkt war die Fotografie noch brandneu. Man sprach von Daguerreotypie."

Die ganze Situation war grotesk, verstörend. Aber etwas in seiner Stimme, in seinem Blick wirkte beruhigend und weckte Vertrauen. Wie schon bei unserem ersten Wortwechsel, der unter – zugegebenermaßen – angenehmeren Vorzeichen stattgefunden hatte, flößten mir der Klang seiner Worte und das Licht in seinen ungewöhnlichen Augen neuen Mut ein, vor allem aber Beruhigung.

„Wo...", setzte ich an. „Wo bin ich?"

Das erbauliche Schimmern in Johnsons Zügen hielt an. „In Sicherheit. Wir befinden uns bei mir zuhause."

Als unwillkürlich eine konkrete Erinnerung in mir aufstieg, nahm ich erneut die Fotografien in den Fokus. „Sagten Sie nicht, Sie mögen keine Ahnentafeln?"

„Sie sind von meinem Vater, genau wie der Rest des ganzen Zeugs.", entgegnete er. „Ich konnte sie nicht guten Gewissens wegwerfen, so wie er früher meine Kindheitsmalereien weggeworfen hat, um Platz zu schaffen. Dadurch vergölte ich Feuer mit Feuer, und das will ich nicht, weil ich nicht besser würde als er selbst."

Obwohl ich nicht wissen konnte, was hinter seiner Äußerung lag, bemühte ich mich um Sammlung. „Sie schulden mir einige Antworten, Mister Johnson."

Er streckte mir die Hand entgegen, und als ich zögerte, ergriff er sie vorsichtig. Ich ließ es geschehen. Sein Lächeln verhieß ein verlorenes Paradies. „Alles, was Sie wünschen. Doch zunächst: Lassen Sie uns ins Wohnzimmer gehen, ja?"

Johnson führte mich treppab in einen geräumigen Salon mit großen Panoramafenstern. Von hier aus erhielt man einen prächtigen Blickfang auf die zerklüfteten Ebenen des irdischen Trabanten. Das Feuer eines beschaulichen Kamins knisterte, über ihm hing abermals ein erschlagend großes Gemälde. Er bot mir einen Sessel an

und schenkte dann aus einer Kristallkaraffe, die auf dem Tisch zwischen uns stand, zwei Gläser ein. Er wollte mir eines reichen, aber trotz trockener Kehle lehnte ich ab.

„Nun?...", fragte ich, in der Hoffnung, dass ich ihn endlich zum Reden animierte.

„Was möchten Sie wissen?"

„Am liebsten alles. Aber fangen wir besser ganz von vorn an. Setzen wir voraus, dass mein Erinnerungsvermögen keinen Schaden genommen hat... Waren Sie derjenige, der mich gerettet hat?"

Schweigend nickte er, bloß einmal.

„Ginge es etwas wortlastiger?", erbat ich. „Es ist wichtig für mich. Warum?"

„Liegt das nicht auf der Hand? Ich habe Sie doch beobachtet."

Bei ihm klang es geradezu selbstverständlich – alles wirkte hier so –, und das versetzte mich allmählich in Rage. „Sie haben mich *beobachtet*? Aus welchem Grund haben Sie das getan?"

Johnson zuckte andeutungsweise die Schultern. „Sie wirkten immer recht einsam. Wie jemand, der einen Beschützer nötig hat, vielleicht auch einen richtigen Freund. Mehr als einen bloßen Weggefährten, meine ich. Ich glaube, über das nötige Maß an Menschenkenntnis zu verfügen, um das richtig einzuschätzen."

Zwar hatte er die Worte mit unverkennbarem Sanftmut über die Lippen gebracht, gleichwohl erregte mich ihr Inhalt, der darauf ausgelegt war,

sich über meinen Kopf hinwegzusetzen. Ich verschränkte die Arme vor der Brust. „Wie schade, dass ich kein Mensch *bin*. Und ganz nebenbei bemerkt: Was lässt Sie glauben, ich hätte keine Freunde?"

Er wirkte nicht so, als ließe er sich einfach so aus der Ruhe bringen. Einerseits stachelte mich das weiter an, andererseits kam ich mir in meiner eruptiven Anspannung auch ein wenig plump vor, wie eine Furie. „Nach dem, was letzte Nacht geschehen ist, bezweifle ich, mich geirrt zu haben."

„Sie waren im Club 602, nicht wahr? Ich habe Sie gesehen."

Seine Augen glänzten in derselben Farbe wie der Wein, der sich langsam in seinem Glas wiegte und an dem er nun nippte. „Es mag eine Offizierskneipe sein. Dennoch sind Zivilisten dort keine unerwünschte Spezies. Sie waren selbst in Zivil gekleidet."

„Darauf wollte ich *nicht* hinaus."

„Sie wollten *alles* wissen,", wiederholte er, „und Kleinvieh macht bekanntlich auch Mist."

Rückwärtig sah ich einige Dinge plötzlich anders. „Lassen Sie mich raten: Unsere Begegnung am Mahnmal war so zufällig nicht. Haben Sie mich dorthin verfolgt? Sprechen Sie die Wahrheit."

Johnson hielt meinem durchbohrenden Blick stand, seine Augen von unendlicher Tiefe. „Mein

Gefühl sagt mir, der Versuch einer Ausrede wäre zum Scheitern verurteilt."

Mein Tonfall glitt erneut in gereiztere Lagen ab: „Was *wollen* Sie von mir? Und wer war dieser Mann? Für Sie will ich hoffen, dass Sie nicht mit ihm unter einer Decke stecken."

Er sah sich mit knallharten Vorwürfen konfrontiert und bewies weiterhin Contenance in einem sehr unverfänglichen Sinn. „Was ich von Ihnen will? Das sagte ich bereits: Ihnen helfen. Sie schweben in großer Gefahr."

Leise schnaubte ich. „Als hätten *Sie* eine Ahnung."

„Er hat Sie nicht seit gestern beschattet, wissen Sie das eigentlich?"

„Ich habe ihn vorher nie gesehen."

„Ich schon, glauben Sie mir.", sagte er. „Sie werden seit geraumer Zeit beschattet – und bedroht. Und wer er war, das können Sie sich wahrscheinlich besser beantworten. Ich habe nicht die geringste Ahnung. Aber ich habe meine Pflicht getan."

„Ihre *Pflicht*?", ächzte ich. „Niemand hat Sie darum gebeten, mir...hinterher zu schnüffeln. Außerdem haben Sie ihn getötet. *Getötet*. Zwei Schüsse, ich habe es gesehen. Nicht gerade ein Kavaliersdelikt, sondern eine ganz billige Art, mit einem Problem umzugehen. Eine *Mafia*methode. Ich habe es gesehen."

Johnson hatte gewartet, bis ich mich entladen hatte. „Es hieß, entweder Sie oder er."

„Ach ja.“, sprach ich mit eisigem Lächeln. „Wie Sie ja bereits wissen, bin ich ausgebildeter Sternenflotten–Offizier. Für diesen extralegalen Mord müsste ich Sie eigentlich zur Rechenschaft ziehen. *Mehr* als das.“

Er nickte unbeeindruckt; ich kam mir vor wie jemand, der sich hinter seinem großen Bruder versteckte. „Es stünde Ihnen jedenfalls zu.“

„Und Ihr Alibi, das klingt ziemlich abenteuerlich.“

Allmählich schien Johnson dem Prinzip, dem diese Unterhaltung folgte, müde zu werden. Unumstößlich war er bei seinen rätselhaften Überzeugungen geblieben. „Tun Sie Ihre Pflicht, wenn Sie müssen. Wie gesagt, ich habe Meine bereits getan, und ich würde sie wieder tun, wenn es sein muss. Hören Sie, ich halte Sie hier nicht fest.“

Meine Augen tasteten auf die Schnelle durch das Glas der Fenster. „Für einen Entführer klingen Sie aber ziemlich lax.“

„Es *ist* keine Entführung.“, konstatierte er. „Es steht Ihnen frei zu gehen, jederzeit. Ich bringe Sie zur Erde zurück, wann immer Sie es wünschen.“

Ich befeuchtete meine Lippen, musste meine anfängliche Strategie überdenken. „Sie wollen mir also erzählen, Sie haben nichts mit diesem Typen zu tun, der mich gestern... Es *war* doch gestern, oder?“

„Das war es.“

Ich war erleichtert, bestätigt zu bekommen, dass ich zumindest noch nicht ganz den Verstand verloren hatte. „Sie kennen ihn nicht."

„Nein."

„Und Sie wissen nicht, was er im Schilde geführt hat."

„Nein." Seine Expression strotzte vor Standhaftigkeit. Manchmal drückt ein Blick mehr aus als tausend Worte, und dieser hier suggerierte mir, dass ich zusehends auf verlorenem Posten kämpfte.

„Aha. Und dann behaupten Sie noch: Obwohl wir beide uns nicht kennen, haben Sie mich beobachtet und sich zu meinem selbsternannten Beschützer aufgeschwungen, weil Ihnen Ihr sechster Sinn mitteilte, dass ich in Gefahr bin."

„Mehr oder weniger stimmt das.", erwiderte er knapp.

Noch einmal zwängte ich die Augen, bemüht drohend, auf Halbmast. „Ich warne Sie. Halten Sie mich nicht für minderbemittelt, Mister Johnson."

„Ich wäre nicht einmal auf den *Gedanken* gekommen. Aber denken *Sie* mal darüber nach: Ist es wirklich so ungewöhnlich, dass sich jemand einmal um Sie Sorgen macht?"

Ich prustete. „Na ja, normalerweise machen sich Leute um einen Sorgen, die einen kennen, mit denen einen etwas verbindet. *Irgend*etwas."

„Warum urteilen Sie so schnell? Woher wollen Sie wissen, dass uns beide nichts verbindet?"

Grübchen bildete sich, als der Ansatz eines Lächelns in seinem Gesicht Form gewann.

„Hey, was reden Sie da?"

„Sie haben sich vielleicht so sehr mit Ihrer eigenen Einsamkeit abgefunden, dass Sie die Möglichkeit ausschließen, jemand könnte es gut mit Ihnen meinen. Gut, und weiter nichts."

Ich fühlte mich zur Rechtfertigung herausgefordert. „Es geht Sie zwar nichts an, aber meine Erfahrung ist, dass die Leute, die vorgaben, es gut mit mir zu meinen, meist diejenigen waren, die mir Kummer und Leiden brachten."

„Das bedaure ich aufrichtig.", versicherte er. „Was erwarten Sie nun von mir? Wie kann ich Ihnen ein Zeichen meines guten Willens zukommen lassen?" Demonstrativ spreizte er die Arme vom Körper und breitete die Hände vor mir aus.

„Ich... Ich weiß nicht. Ich weiß *gar* nichts mehr." Plötzlich überkam mich eine eigentümliche Schwäche. Das Bild vor meinen Augen verschwamm leicht.

Johnson sah meine Mulmigkeit voraus und fing mich auf, bevor ich aus der Balance kippen konnte. „Bitte, setzen Sie sich erst einmal. Dieses Sedativum, was der Kerl Ihnen verpasst hat, war für ein ganzes Rhino bestimmt." Ich ließ mir von ihm in den Sessel helfen. Mein Zustand besserte sich. „Entspannen Sie sich.", hielt er mich an. „Und wenn Sie nicht wissen, wie ich eine Brücke

zwischen uns bauen soll, dann vertrauen Sie mir."

Jetzt reichte er mir auf ein neuerliches Mal den Wein an. Mich dürstete es so sehr, dass ich mich auf sein Angebot einließ, aber rationale Abwägungen waren nicht dafür verantwortlich.

Der Wein schmeckte ausgezeichnet, erinnerte mich an ein Getränk, das auf Andoria recht verbreitet war. Ich trank ihn fast in einem Zug aus und spürte sofort, wie die den Hals hinabgleitende Wärme meine Nerven beruhigte.

„Möchten Sie noch etwas anderes trinken oder essen?"

„Nein, danke." Ich gab ihm das leere Glas zurück.

Kurz darauf setzte er sich in den anderen Sessel. „Können Sie sich denn vorstellen, *warum* er zu Ihnen gekommen ist?"

Die Frage stach mir wie ein Dorn in der Brust. „Nein.", log ich. „Nein, ich habe nicht die geringste Ahnung."

Vor sich faltete er die Hände und nickte über meine Antwort. „Könnte es etwas damit zu tun haben – das ist jetzt nur eine Theorie –, dass Sie...Andorianerin sind?"

„Was meinen Sie damit?"

„Na ja, obwohl es doch überall heißt, ohne die Andorianer wäre die Föderation nicht zustande gekommen, trifft man Ihre Spezies nur ziemlich selten hier auf der Erde an. Oder in der Sternenflotte.", setzte er bedeutungsschwanger hinzu.

„Es soll nicht komisch klingen, aber... Es ist fast schon etwas Außergewöhnliches, dass Sie hier sind."

Ich stutzte. „Wir neigen eben nicht so dazu, uns zu zerstreuen wie die Menschen."

„Da mögen Sie Recht haben.", räumte er ein. „Aber es könnte doch sein, dass der Kerl deshalb etwas von Ihnen wollte. Ich meine, die Andorianer, die in die Raumflotte eintreten, lassen sich bestimmt an ein paar Händen abzählen."

„*Sind* Sie in der Raumflotte, oder woher wissen Sie das?"

„Bin ich nicht.", gab er zurück. „Es ist Mutmaßung, pure Mutmaßung. Was hat er Ihnen gesagt?"

Wieder sah ich mich gezwungen, der Wahrheit einen Riegel vorzuschieben. So kehrte sich die gesamte Situation hier bei Johnson schließlich um: Zuvor hatte ich ihn verdächtigt, mir Lügen aufzutischen, und nun war ich diejenige, die etwas vortäuschte. Ich fühlte mich erbärmlich, wusste das jedoch gut zu verbergen. Ich hatte so eine Ahnung, dass mich die nahe Zukunft noch zu einer Meisterin des Verdrängens erziehen würde. „Nichts. Nichts hat er gesagt. Nichts von Belang jedenfalls. Er hat mich schon eine Weile verfolgt und kurz darauf angegriffen."

„Aber hat er am Hafen nicht neben Ihnen Platz genommen?"

„Ja.", kam es mir leicht nervös über die Lippen. „Es... Es ging mir ziemlich schlecht. Ich hatte ihn

nicht kommen sehen, und im nächsten Moment saß er schon neben mir. Ihnen müsste dieser Überraschungseffekt doch geläufig sein."

Johnson schmunzelte, wurde daraufhin schlagartig wieder ernst. „Okay. Das alles ist ein ziemliches Rätsel. Aber noch mal: Ich bereue nichts. Ich habe Sie geschützt, weil ich Ihr Freund sein möchte. Dass ich Sie verunsichert habe, tut mir sehr Leid. Werden Sie Anzeige gegen mich erstatten?"

Ich seufzte. „Erst einmal nicht. Bis ich weiß, was hier vor sich geht."

Kapitel 6

Erde

Am nächsten Morgen wurden die lokalen Schlagzeilen der E–Papers dominiert von einem rätselhaften Mord im Hafenbecken. Ein Fischer war auf die Leiche des erschossenen Andorianers gestoßen, woraufhin er unverzüglich die Polizei alarmiert hatte. Ich hielt mich bis auf weiteres bedeckt. Mit flauem Bauchgefühl entnahm ich den elektronischen Gazetten, dass die Ermittler Kontakt nach Andoria hergestellt hatten, allerdings Probleme bei der Identifizierung meines Angreifers zu haben schienen. Eine Personalakte, hieß es von der andorianischen Regierung, liege nicht vor.

Wenn sie nicht log.

Oder Johnson.

Noch immer wusste ich nicht, ob ich ihm trauen konnte. Ehrlich gesagt wuchs mein Misstrauen zunächst wieder an, nachdem er mich mit seinem Privatshuttle nach San Francisco zurückgebracht hatte, und ich verfluchte mich, wie ich vor ihm erst einmal klein beigegeben hatte. Allerdings war ich mir darüber im Klaren, *warum* ich es getan hatte. In seiner Nähe schienen etwa-

ige Vorbehalte und Widerstände zu bröckeln, die sich vorher in mir formierten. Etwas hatte er an sich, das mich beschwichtigte, ja sogar darüber hinaus ging. Ich weiß, wie verrückt die Bemerkung klingt, aber zu diesem Zeitpunkt schien meine komplette Umwelt ein Hurrikan zu sein. Und er mit seinem engelsgleichen Auftreten – so ominös dessen Hintergründe auch sein mochten – wirkte wie das Auge des Sturms, wie eine Ruhezone, wie ein Punkt, an dem man innehalten konnte. Das war natürlich nur so ein Eindruck, geboren aus Affekten und äußeren Nöten. Niemand sagte, dass ich mit meinen Einschätzungen unfehlbar war, und wenn ich ehrlich zu mir war, stand in dieser Hinsicht die Statistik bedenklich gegen mich.

Ich *hatte* Johnson nicht an die Ermittler verraten können, vorerst noch nicht. Es lag nicht bloß an seinem Auftreten oder an dem Bekenntnis, er wolle mich beschützen und mein Freund sein. Das allein kam eher beunruhigend. Der hauptsächliche Grund für mich war, dass ich selbst nicht die Wahrheit gesprochen hatte, als er mich nach den möglichen Motiven meines Angreifers fragte. Ich hatte mehr gewusst als ich vorgab. Die genauen Hintergründe waren mir schleierhaft, doch hatte der unbekannte Andorianer ja gesagt, er komme im Auftrag meiner *Zhadi*. Die Vorstellung, dass sie mich immer noch nicht losgelassen hatte, zermürbte mich innerlich, und

gleichzeitig war sie Anlass für wilde Spekulationen.

Vielleicht *musste* ich Johnson sogar zu außerordentlichem Dank verpflichtet sein. Vielleicht war er einfach nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen, und ich musste mich gefälligst glücklich schätzen, einen Retter in dieser Stunde besessen zu haben. Wer konnte sagen, was aus mir geworden wäre, hätte der Kerl einen Entmaterialisierungsprozess in Gang gesetzt? Mir dünkte, ich wäre an einem Ort aufgewacht, weiter entfernt als der Mond, von dem aus ich die Erde nicht mehr hätte sehen können. Lange vor meinem Weggang von Andoria hatte meine *Zhadi* keinen Zweifel aufkommen lassen, dass sie bereit war, auch zu unprobaten Mitteln zu greifen, um mich gefügiger zu machen. Aber wenn mein Verdacht sich erhärtete, überschritt das Geschehene wieder eine Grenze. Ich dachte, ich hätte mich diesem grässlichen Kapitel meines Lebens gestellt und es abgeschlossen. Aber so wie die Dinge nun lagen, machte es eher den Anschein, als hätte ich lediglich verdrängt und aufgeschoben.

Meine Dämonen waren noch da, und vielleicht waren sie niemals fort gewesen.

Ich beschloss, mich fürs Erste abzulenken, und kam auf meinen rigelianischen Zimmergenossen zurück, mit dem ich im Laufe des Tages die Umzugsaktion in die neue Wohnung durchführte. Vorher war ich zum Akademiedekanat gegan-

gen und hatte mich ordnungsgemäß exmatrikuliert, darauf wartend, dass ich ein entsprechendes Versetzungsangebot erhielte.

Die kommenden drei Tage verliefen relativ ereignislos. Die Stiche, Kopfschmerzen und Schwindelanfälle wurden wieder häufiger und intensiver, aber ich verdrängte deren Ursache, die Doktor Linked so eindrucksvoll zutage gefördert hatte, schrieb sie stattdessen meiner chronischen Abgeschlagenheit zu und ertränkte sie in andorianischem Ale, das ich über einen denobulanischen Versandhandel für intergalaktische Spezialitäten bezog. Wofür sonst sollte ich meine Credits jetzt noch hinauswerfen?

Von Johnson hörte ich nichts mehr; wir hatten nicht einmal vereinbart, ob wir in Kontakt bleiben sollten. Alles verblieb in totaler Indifferenz. Ich fühlte mich zwischen den Stühlen, in einer Mischung aus Verunsicherung und Gleichgültigkeit unfähig zu einer Entscheidung mit all ihren Konsequenzen. Dabei hieß es doch nicht zu Unrecht, dass *keine* Entscheidung *auch* schon eine Entscheidung sei und man den grausamen Gesetzen der Kausalität gar nicht entrinnen konnte.

– – –

Am vierten Tag, nachdem die Lawine verwirrend–schockierender Ereignisse über mich hereingebrochen war, rief mich Fareila an. Ich hatte nicht damit gerechnet. Sie fragte mich, ob wir

uns nicht noch einmal mit Gromz und Laxxo im *Quantum Café* treffen wollten, um auf die Zukunft anzustoßen. In Anbetracht dessen, was jüngst zwischen Gromz und mir vorgefallen war, und nicht zuletzt meines eigenen Zustandes wegen war ich mir zunächst nicht sicher, ob das eine so gute Idee war. Dann entsann ich mich aber, dass es möglicherweise die letzte Gelegenheit für eine lange Zeit sein würde, meine alte Clique zu sehen. Schien ich seit dem Abschlussball noch so sehr jemand anderes geworden zu sein, der am Kapp der Hoffnung Schiffbruch erlitt, wäre mein Selbstwertgefühl weiter beschädigt worden, hätte ich diese Chance ungenutzt verstreichen lassen.

Es war später Nachmittag, als wir uns in der atmosphärischen Stammbar der Akademie einfanden; ein Ort, an dem wir viel Zeit miteinander verbracht hatten, sei es während der Unterrichtspausen, beim Erledigen von Hausarbeiten oder zum Poolspielen. Wir bestellten uns vier Cocktails aus dem berüchtigten Warpkernbruch–Repertoire des Etablissements und stießen an.

Zuerst die gute Nachricht: Gromz war wieder völlig normal. Es war, als hätte es das leidige Thema seiner Overture zwischen uns nie gegeben. Nichts stand mehr zwischen ihm und mir. Auch glückte es mir, meine schlechte Laune in einen dunklen Winkel meines Selbst zu verbannen und die Tünche des Als–ob nicht auffliegen zu lassen. Es war das erste Mal war, dass ich be-

wusst darauf achtete, meinen Freunden etwas vorzumachen. Wieder eine Zäsur.

Wegen ihrer guten Noten hatten mittlerweile Fareila, Gromz und Laxxo ihre Aussichten für die Zukunft geklärt und ihre Transfers fest in der Tasche, welche in wenigen Tagen erfolgen würden. Da ich offenkundig die Einzige aus der Runde war, deren dienstlicher Werdegang noch ungeklärt war, hatte ich befürchtet, unter einem Minderwertigkeitskomplex leiden zu müssen. Dem war glücklicherweise keineswegs so. Ich wusste aber nicht, ob ich diesen Umstand willkommen heißen oder verfluchen sollte.

Ich realisierte es recht schnell. Die Wahrheit lautete: Sie waren mir egal geworden, alle, wie sie da waren. Und nicht nur sie mir; umgekehrt galt das Gleiche. Wir alle hatten zwar unsere Redeanteile, aber wir nahmen nicht mehr wirklich Anteil am anderen.

Das Hineinversetzen war ein Konzept, das wir schier über Nacht verlernt hatten und zu Dickhäutern geworden waren. Das war möglicherweise auch die Erklärung für die Abgeklärtheit, mit der Gromz mir begegnete. Jeder hielt sich gewissermaßen nur noch an sich selbst auf. Vier Jahre unzertrennliche Freundschaft, und jetzt hatten wir, so schien es, abgeschlossen miteinander, ganz schleichend war es geschehen.

Zum letzten Mal saßen wir einander gegenüber, aber es gab nichts mehr, das wir uns mitzuteilen hatten außer seichtem Geplänkel und dem

Zehren aus den reichhaltig gefüllten Töpfen gemeinsamer Erfahrung. Eine willkürliche, bunte Ansammlung, das war aus uns geworden. Unsere gemeinsame Zeit war verflogen, verloren in der Zeit wie Tränen im Regen.

Jemand hat einmal gesagt, man solle Freunde in guter Erinnerung behalten, vor allem dann, wenn der Lauf der Dinge es ergebe, dass ihr Weg nicht mehr der eigene sei. Denn erst das – die Bereitschaft, aufzugeben – sei *wahre* Freundschaft.

Mich nach diesem Satz zu richten, fiel mir schwer. Die Brüderschaft alter Tage, ich sah auf sie zurück, aber so wie man ohne Anteilnahme ein schönes Museum oder eine Ausstellung besichtigt. Wie das Smithsonian, wo ich vor der *Phoenix* gestanden und mich vergeblich bemüht hatte, sie mir bei ihrem ersten Warpflug vorzustellen. Der Rest war wie fortgeblasen, und ich bezweifelte, dass ich ihn zurückbekommen würde. Ein Teil meines Innern schien sich für immer abzuschließen.

Mir kamen Johnsons Worte in den Sinn, und anfänglich weigerte ich mich, einzugestehen. War das *alles* gewesen? Ein Zweckbündnis? Wider Willen erkannte ich, dass er Recht gehabt hatte. Diese Gruppe war eine Versammlung von Weggefährten gewesen, und der gemeinsame Weg war schließlich in eine Abzweigung gemündet. So einfach kamen die Dinge an ihr En-

de, mit einem gleichgültigen Schulterzucken quittierte man es.

Ich hatte Reißaus genommen von Andoria und mich vier Jahre lang in einer Nische gewärmt, die ich nicht vorzufinden erwartet hatte. Nichtsdestotrotz fragte ich mich plötzlich, ob die glückliche Erinnerung überhaupt stimmte, die ich mit diesen Personen verband, welche mir plötzlich so bedeutungslos vorkamen.

Das Problem ist doch, dass wir immer in der Gegenwart leben, und dass der Moment, in dem man etwas rückwärtig interpretiert, immer von ihr abhängt. Wir alle – ob Andorianer oder Menschen, ich glaube selbst die Vulkanier – reden uns unablässig ein, wir wären Herren über unser Dasein, unseres Glückes Schmiede. Aber eigentlich sind wir nur Blätter im Wind, gewogen von den Gezeiten des Lebens, vom Wandel unseres Ichs, jeder Laune des Schicksals unterworfen.

Erst jetzt erkannte ich, welcher Segen in der Unwissenheit steckt. Ich wünschte, ich hätte meine kleine, geborgene Welt dieser vier Jahre niemals verlassen, und wenn der Preis meine Seele gewesen wäre.

– – –

Bei Sonnenuntergang lehnte ich mich außerhalb des Hauptgebäudes der Akademie über eine Brüstung und beobachtete, wie die große, glühende Sphäre langsam hinter der Golden Gate

unterging, den Himmel in die Farbe menschlichen Bluts und menschlicher Leidenschaft tauchte und dabei einen Schatten auf die Bucht warf.

Ich hatte noch nicht nachhause gehen wollen. Ich fühlte mich hier beschützt. Nicht nur, weil der Campus ständig bewacht war und ich immer noch unter Angstzuständen litt. Ich merkte, dass ein Teil von mir immer noch an diesem Ort haftete. Insbesondere jetzt, da das Kommende so ungewiss geworden war.

Als Kind und Jugendliche hatte ich mir nie über den Fluss des Lebens Gedanken gemacht. Aber jetzt spürte ich, wie das Leben zerrann, unaufhaltsam, Minute für Minute, ein Nichts im endlosen All.

Die frische Brise strich mir durchs schulterlange, weiße Haar. Sie erfüllte mich mit dem vertrauten Geruch des Meeres, das ich seit meiner Zeit auf der Erde so zu schätzen gelernt hatte, denn Andoria bestand größtenteils aus Landmasse in Form zerklüfteter Bergmassive oder Schneewüsten.

Mit einem Mal glaubte ich mir vorstellen zu können, wie es gewesen sein musste, einer dieser Forscher zu sein, die vor etlichen Jahrhunderten aufgebrochen waren, um zu reisen. Ich meine jene Forscher, die nicht den Sternen in großen Duraniumhüllen getrotzt hatten, sondern die Ozeane bereisten, mit Gefährten aus ächzendem Holz, das von antiquierten, selbstdich-

tenden Schafbolzen zusammengehalten wurde, die man damals noch ‚Nägel' zu nennen pflegte.

Was für Menschen mussten diese Abenteurer gewesen sein? Obwohl von den Geheimnissen des Weltraums noch so viele ungelüftet geblieben waren, gab es doch zahlreiche Rätsel, die man bereits gelöst hatte. Und trotzdem war das kaum zu vergleichen mit diesen ersten Wagemutigen, die in einer Gesellschaft aufgewachsen waren, welche sie gelehrt hatte, die Welt sei flach und an ihren Rändern lebten Ungeheuer, die jeden leichtsinnigen Seefahrer verschlingen würden, der ihnen zu nahe kam.

Wie mussten sie gewesen sein, diese Forscher? Wie hatten sie sich gefühlt, als sie einfach ihre Segel gehisst und losgezogen waren, alles – Familien, Freunde und sämtlich Vertrautes – hinter sich lassend und mit reinem Herz und offenen Sinnen gewappnet, sich von fernen Wundern berauschen zu lassen?

Ich gewahrte mich, dass ich eine romantische Vorstellung pflegte, die höchstwahrscheinlich in der geschichtlichen Wirklichkeit nie ihre Entsprechung gefunden hatte. Und doch war die Vorstellung ungemein verlockend. Sie hatten nur ein Meer gehabt und ich ein ganzes Universum, um mich davonzustehlen, und doch war es mir wie in meinem Albtraum: Egal, wo ich hinlief, das Unheil holte mich immer wieder ein, schien meinen Fersen anzuhaften wie ein böser Geist. Ich konnte es in meinen Knochen und Eingeweiden

spüren: Dieser Geist war nicht mehr weit davon entfernt, einen endgültigen Sieg über mich zu erringen.

– – –

So spät am Abend war das Gelände der Akademie genauso ausgestorben wie ihr Gebäudeinneres. Die Veranstaltungen, die jetzt liefen, waren in der Regel nur spärlich besucht. Es war die Stunde der auswärtigen Gastdozenten, die fakultative und freiwillige Veranstaltungen darboten, damit die Kadetten ihren Fundus jenseits des obligatorischen Programms erweitern konnten.

Ich hatte mir vorgenommen, mich von jedem Platz zu verabschieden, mit dem mich eine Reminiszenz verband, und das nahm natürlich Zeit in Anspruch. Über den zentralen Vorplatz mit seinem eindrucksvollen Springbrunnen hatte ich mich durch den Haupteingang vorgearbeitet und gelangte nun in den südwärts gelegenen Trakt der größeren Hörsäle. An diesem Teil des Komplexes hatte ich besonders die üppigen Hängegärten immer geliebt, die, von der oberen Promenade mit der Mensa verlaufend, der ansonsten funktionellen Umgebung den Anstrich eines imposanten, künstlerischen Atriums verliehen. Auch hier war bei Plaudereien, Verabredungen und zufälligen Begegnungen viel Geschichte geschrieben worden.

Eine Geschichte, die sich nun verwandelt hatte. In ein Refugium, in das ich noch einmal mit Fließ einkehrte, um händereibend die kalte Gegenwart und die noch kältere Zukunft von mir zu werfen. Und doch, was hatte sie denn, real betrachtet, schon noch für eine Existenz, die Vergangenheit, außer diesem Gespenst, das ich vor meinem geistigen Auge hertrieb? Schließlich ist die Vergangenheit doch bloß das, was die Gegenwart gewesen ist, früher.

Seit ich Andoria verlassen, seit ich hier Fuß gefasst hatte, war wirklich in mir die Zuversicht aufgekommen, meinen Weg gefunden zu haben, und dass er jetzt nur noch abgeschritten werden müsse. In meinen ersten Monaten an der Akademie hatte ich morgens und abends vor dem Spiegel meiner Hygienezelle Luftsprünge vollführt und mir eingeredet, den Blankoschein für ein selbstbestimmtes Leben erkämpft zu haben.

Aber nun, wo ich Revue passieren ließ, erkannte ich meine Naivität. Den Blankoschein hatte es nie gegeben, ebenso wenig wie eine Berufung. Jemand anderes hätte vielleicht herausgestrichen, wie ungeheuer erleichternd es sei, dass man frei ist und keine Berufung hat. Ich dagegen hing immer noch der Wehmut nach: All das, was wir zusammen erlebt hatten... Der ganze Weg. *Du lebst in der Vergangenheit.*, wies ich mich zurecht. Das Gestern war mehr als vergangen. Es war verloren.

Und doch... Das Leben, das authentische Leben, sagt man, sei nichts als Kampf, unermüdliches Agieren und Nachhaken. Der Wille wummert mit seinem Schädel gegen die Wand der Welt und was dergleichen mehr ist. Aber wenn ich zurückblicke, erkenne ich, dass der größte Teil meiner Energien stets von der Suche nach Geborgenheit aufgezehrt wurde, der Suche nach Behaglichkeit, nach Gemütlichkeit. Versteckt, beschützt, behütet sein, mehr hatte ich im Grunde nie gewollt, mich irgendwo verkriechen, in einem warmen Schoß, dort hocken bleiben, an diesem Ort, wo ich dem grausam–gleichgültigen Glotzen des Himmels verborgen und sicher vor den Beschädigungen sein konnte, die mir die raue Luft zufügte.

Die Sonne meiner sorgsam genährten Illusionen sank ein letztes Mal mit Schwermut; wie etwas, das es nicht verdient hatte, am nächsten Morgen wieder aufzugehen.

Eine Stimme riss mich aus meinen melancholisch–nostalgischen Streifzügen. Sie kam mir bekannt vor. Von Neugier ergriffen, verließ ich mich auf meine Antennen und folgte Schwingungen, die ein Mensch aus dieser Entfernung nie aufgefangen, geschweige denn in Worte hätte überführen können. Ich kam bis zu einer angelehnten Tür des allerletzten Hörsaals im langen Gang und entschied mich, hindurch zu spinksen.

Ich blickte in eine Symposiumseinrichtung, die nahezu verlassen war. Ein paar vereinzelte Köpfe – hier ein Benzite, dort ein Vulkanier, eine Gruppe von Terranern – verteilten sich über die gut zweihundert Sitzplätze. An der vorderen Spitze des Hörsaals hatte jemand Aufstellung hinter dem Rednerpult bezogen. Von meiner Warte aus war die Person, bei der es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um den Lehrbeauftragten handelte, weit entfernt, aber irgendetwas an ihrer Gestalt erschien mir vertraut. Ich schärfte meinen Blick, und als der Referent sprach, fühlte ich mich in meinem anfänglichen Verdacht bestätigt.

Dort vorne stand Edward Johnson, und er begrüßte das unterrepräsentierte Auditorium zu einer einführenden Vorlesungsreihe, die nach dem Ende des regulären Semesters über ein paar Wochen laufen würde, um Grundlagen im Hinblick auf sein Fachthema aufzuzeigen.

Dieser Mann steckte immer noch voller Überraschungen. Ehe ich mich versah, übte die ganze Situation eine Sogwirkung auf mich aus wie ein schwarzes Loch. Spontan beschloss ich, meinen finalen Rundgang auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben und stahl mich in geduckter Haltung in eine der letzten Reihen, wo das Licht stark gedämpft war und ich zudem hinter einem hoch aufragenden Atripulaner Schutz finden konnte.

Johnson am Pult brauchte noch einige Minuten, bis er mit der Übersicht zu den einzelnen

Sitzungen und weiteren Präliminarien abgeschlossen hatte. Dann nippte er am Wasserglas, einen neuen Anfang signalisierend.

„Urgeschichte.", hallte seine markante Stimme ebenmäßig durch das Klaxon des Saals. „Graue Vorzeit. Altertum. So pflegt unsereins es zu nennen. Das sind Begriffe, mit denen wir versuchen, die weit zurückliegende Vergangenheit zu beschreiben, weit weg von unserem Hier und Jetzt, fast kaum noch vorstellbar. Wir assoziieren ein primitives Zeitalter lange vor der technologischen Wende und – das ist vielleicht das Wesentliche – weithin vorintellektuell. Es ist ein Fortschrittsoptimismus, dem wir erliegen, nicht nur der Laie, sondern viel zu oft auch der sich wissenschaftlich nennende Historiker und – ja – der Archäologe. Aber wer darüber nachdenkt, wird sich schnell die Frage stellen müssen: Wozu Ausgrabungen, wozu ermüdendes Suchen in Sand und Stein und totem Terrain, wozu immer und immer wieder, wenn das ohnehin nur so wenig wert ist im Vergleich zu unserer hiesigen Gesellschaft, wenn es nur ein Fingerzeig darauf ist? Lassen Sie mich darauf Folgendes entgegnen: Wer der Geschichte ihre Offenheit nicht lässt, wer so tut, als wäre die Gegenwart der Nabel aller Entwicklungslinien, wird Ruinen nicht viel abgewinnen können und allem, was sich so in ihnen verbergen mag, außer dem roten Faden der Selbstlegitimation, des Affirmativen. Dort sind wir hergekommen, dort hingegangen, auf einer

Geraden. Ein simpler, linearer Progress, einmal mit dem Lineal gezogen. Aber was wäre – setzen wir uns dem Gedankenexperiment doch aus –, wenn die Geschichte eben *nicht* auf einer Geraden verläuft, sondern vielmehr im Kreis? Was wäre, wenn sie ein viel komplexerer Teil der Entropie ist als wir denken und wir nur ein kleiner Wirbel in den eigenwilligen Schleifen, die sie allenthalben dreht? Fortschritt verkommt aus der soeben beschriebenen Sicht zu einem Hirngespinst. Es gibt Nationen in der Föderation, die dieser Denke verhaftet sind. Und erlauben Sie mir die Bemerkung: Sie lässt mich eines annehmen. Vielleicht war aller Erkenntnisgewinn der letzten Jahrhunderte nur deshalb gut, um der Menschheit etwas von ihren Selbstgewissheiten zu nehmen, sie zu entthronen. Denn erst, wenn wir nichts mehr als selbstverständlich voraussetzen, sind wir geistig bereit, uns den wirklich interessanten Feldern zuzuwenden. Eines von ihnen ist die galaktische Archäologie, auf die ich nun zu sprechen kommen möchte. Aus gesicherten Quellen wissen wir heute von Kulturen und Völkern, die schon salomonisch alt waren als die Menschen noch auf den Bäumen hockten oder gerade mal das Feuer entdeckten. Zumeist künden nur noch Trümmer, Fragmente und Splitter von ihrer einstigen Existenz. Und diese Funde zwingen uns, unsere Vorstellungen und Definitionen, selbst unsere Forschungs*traditionen*, zu überdenken. Warum? Archäologen, die es mit

Jahrmillionen alten Zivilisationen zu tun haben, müssen nicht selten über ihren fachlichen Tellerrand hinausblicken. Sie müssen sich den Werkzeugen der Paläontologie bedienen, ebenso der Evolutionsbiologie und auch der stellaren Kartographie, um überhaupt die Chance zu haben, Gedeih und Niedergang von antiken Spezies überblicken, einschätzen zu können. Je nachdem können auch Fähigkeiten in punkto multiadaptiver Linguistik und Ingenieurswesen nicht fehl am Platze sein – Fachrichtungen, denen Sie sich alle an dieser Institution verschrieben haben. Wenn wir Archäologen Jäger und Sammler sind, müssen wir uns die Horizonte in vielerlei Richtung offen halten. Nichts ist schlimmer in diesem Job als Scheuklappen. Ich hoffe, Ihnen ist nicht entgangen, dass ich vorhin übertrieben habe, oder sagen wir vereinfacht. Im arithmetischen Mittel beläuft sich das Bestehen einer Kultur auf kaum mehr als fünfhundert Jahre, wenn es hoch kommt – und das ist ein ausgesprochen seltener Fall – auf Jahrtausende. Unsere vulkanischen Freunde bilden da also das Ende der Fahnenstange, und doch sind auch sie nur ein Tropfen auf dem heißen Stein der galaktischen Zeitlinie. Danach, nachdem die besagten Kulturen den Zenit ihrer Entfaltung überschritten haben, ist der Kollaps oft eine Folge, der erdrutschartige Einsturz dessen, was über einen so langen Zeitraum hinweg aufgeblüht hat. Und wenn die Evolution es gut meint, ist diese Phase des Ab-

stiegs bereits schwanger mit der Transformation hin zu einer neuen formativen Phase für die betroffene Gesellschaft. Ich bin mir darüber im Klaren, dass Sie dieses Plenum nicht besucht haben, weil es für Sie einer Überraschung gleichkäme, als Sie im Vorlesungsverzeichnis etwas von alten, ausgestorbenen Hochkulturen lasen. Sie haben alle schon einmal gehört von diesen vergangenen Zivilisationen, von galaktischen Imperien und von rätselhaften Geschöpfen, die genauso gut in die Föderationsbestsellerlisten passen könnten. Sie haben auch von rätselhaften Apparaturen gehört, die Fremde auf toten Welten hinterlassen haben. Wir mögen mancherorts auf sie gestoßen sein, doch durchschauen wir sie deshalb noch lange nicht. Das alles scheint eine andere Zeit zu sein, eine andere Bühne von Dasein, und doch ist all das unsere Galaxis gewesen. Für heute würde ich deshalb gerne mit Ihnen einer grundlegenden Frage nachgehen. Einer Frage, die wir durchdringen müssen, wenn wir uns einen Zugang zur galaktischen Archäologie bahnen wollen. Was soll Vorgeschichte, Antikwesen, sein? Wie alt *ist* überhaupt *ur*alt? Anhand welches Maßstabs legen wir das fest? Bitteschön."

Der Vulkanier hatte aufgezeigt, erhob sich nun kerzengerade und sprach: „Es lassen sich Etappen der Evolution ausmachen, die unsere Milchstraße durchlaufen hat. Hauptsächlich bezogen auf den Wandel der galaktischen Ökologie."

„Interessant.", warf Johnson ein.

„Demnach gab es Zeiten,", fuhr der Kadett fort, „in denen die Entstehung von Leben in der Galaxis einmal mehr begünstigt war und einmal weniger. Experten vermuten, diese Aufs und Abs könnten korrespondieren mit dem Vorhandensein der schwarzen Materie." Der Vulkanier setzte sich wieder.

„Sehr schön. Sie haben uns soeben mustergültig aufgezeigt, wie wichtig die Aussicht des interdisziplinären Dialogs für die Archäologie ist. Und selbst, wenn ich den Eindruck habe, dass Sie diese Vorlesung mit Ihrem Vorwissen auch ganz gut schmeißen könnten, lassen Sie uns einen Gang zurücknehmen und ganz am Anfang beginnen. Welches sind die ältesten Zivilisationen, die Ihnen bekannt sind? Ist das eine Meldung?"

„Iconia!", rief eine brünette Terranerin mit ansehnlichem Dutt.

Aus einer für mich nicht einsehbaren Ecke hallte es: „Die Sargonianer!"

„B'kneleth!"

„Aha.", kam es zufrieden von Johnson. „Weitere, die Sie nennen können? Nein? Das genügt auch fürs Erste, denke ich. Ordnen wir also die Liste. Den B'kneleth sagt man nach, ihre Hinterlassenschaften hätten dreißigtausend Jahre auf dem Buckel. Bei den Iconianern geht man von Zweihunderttausend aus, und für die Sargonianer können Sie gut und gerne vom Dreifachen ausgehen. Und jetzt möchte ich das gerne in Relation zur Galaxis setzen. Nur zu, Freiwillige

vor. Der wievielte Geburtstag steht für das Reich unserer vier Quadranten an, na, was glauben Sie?"

Wieder war es der Vulkanier, der die Hand hob und sich zu Wort meldete, geradezu klischeehaft fasziniert von präzisen Zahlen. „Das Alter der Milchstraße beträgt schätzungsweise dreizehn Komma fünf sechs Milliarden Jahre, mit einer Abweichungsunsicherheit von null Komma null sieben."

„Mh–hmm. Füttern wir also diese Zeittafel mit dem, was Sie gerade sehr richtig sagten, und gucken dann, was passiert." Die grafische Präsentation, die Johnson benutzte, veränderte sich, als er am Pult eine Eingabe vornahm. Die Zeitreihe, welche die historischen Abstände zwischen Erde, B'kneleth, Iconianern und Sargonianern darbot, wurde verrechnet mit dem Alter der Milchstraße. Plötzlich sanken die vier meterweit voneinander entfernten Markierungen dicht gedrängt am rechten Ende der Projektionswand ein. „Wo waren wir doch gerade? Ich würde meinen, das lässt die Dinge gleich in einem etwas anderen Licht scheinen. Die alten Hochkulturen, auf die die Föderation bislang gestoßen ist, verorten sich zum ganz überwiegenden Teil in diesem Bereich. Gar nicht so weit entfernt von dem Punkt, an dem *wir* gerade stehen. Sehen Sie, und deshalb war es mir so wichtig, dass wir uns diese Sache vor Augen führen. Die Herausforderung galaktischer Archäologie besteht näm-

lich immer auch darin, die potentiellen Funde einzubetten in die bekannten Fakten und Hintergründe der entsprechenden Entwicklungslinien der Milchstraße. Und jetzt komme ich auf das zurück, was Ihr Kommilitone soeben richtig anmerkte: Die meiste Zeit über in der Evolution unserer Galaxis stand die Herausbildung von Klasse–M–Welten und Lebensformen auf ihnen eher unter schlechten Vorzeichen. Das könnte *unter anderem* etwas mit der schwarzen Materie zu tun haben, über die Wissenschaftler aus diversen Bereichen noch zu brüten haben. Aber es hat auch etwas zu tun mit galaktischer Hintergrundstrahlung, die die Herausbildung terrestrischer Protomaterie eher hemmte denn begünstigte und die auch Auswirkungen auf die Sterne hatte. Gemeinhin datiert man heutzutage die Phase, in der sich die Möglichkeitsspanne für Ausbildung und Binnendifferenzierung von ökologischen Systemen erheblich verbreiterte, auf die jüngere Vergangenheit vor sechs Milliarden Jahren. Sechs Milliarden Jahre, das ist das Fenster, in dem wir uns bewegen, wenn wir neunundneunzig Komma neun Prozent der Spezies betrachten. Natürlich nahm es eine Weile in Anspruch, bis die Farben– und Formenpracht in der Galaxis blühte. Das war ein schrittweiser Prozess, sodass in den letzten – sagen wir – zwei Milliarden Jahren nach und nach die Wahrscheinlichkeit deutlich anstieg, dass zwei Zivilisationen, die es in den Weltraum geschafft hatten, einander

begegnen konnten. Dafür möchte ich Sie hier und heute auch sensibilisieren: Leben ist ein unwahrscheinliches Konzept, und doch hat es immer einen Weg gefunden, selbst in einer Galaxis wie dieser. Manche Stimmen, die auf eine mittlerweile wieder leicht abgeklungene Hintergrundstrahlung im All anspielen, vertreten die These, die Galaxis könnte sich erneut an einem Wendepunkt befinden; dass sie ihre maximale ökologische Entfaltung erreicht habe und in Zukunft wieder zurückgehen könnte. Das ist im besten Fall umstritten. Aber es ist schon bezeichnend, dass offenbar an Wendepunkten der galaktischen Evozierung bestimmte Zivilisationen verschwunden sind. Ist das reiner Zufall? Die Wahrheit lautet, wir wissen es nicht. Worauf es für uns ankommt ist –..."

„Wo sind sie denn hingegangen?", fragte die unsichere Stimme einer Evarosianerin, Johnson unterbrechend. „Die Spezies, die verschwunden sind? Was denken Sie? Sind sie alle ausgestorben?"

In den Lautsprechern ertönte ein kaum merkliches Seufzen. „Sie gehen gleich in die Vollen, wie? Wir wollen zwar nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, aber... Lassen Sie mich versuchen, Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage zu geben – unter Vorbehalt, versteht sich. Sie werden es als Offiziersanwärter besser wissen als ich, aber *was* ich weiß, ist Folgendes: Einer der Gründe für die Sternenflotte, mit ihren neuen

Kreuzern der *Constitution*–Klasse eine kleine Revolution zu begehen, war – unter einer Reihe von anderen Punkten – die Klärung der Frage nach dem Verbleib verloren gegangener Spezies. Erforschung in ihrem besten Sinne, wie ich finde. Jedenfalls ist es nicht so, dass sich Wissenschaftler in der gesamten Föderation nicht schon den Kopf zerbrochen und Theorien in die Welt gesetzt haben, die man nun bestätigen oder eben widerlegen könnte. Wie lauten diese Theorien? Aus Zeitgründen beschränke ich mich hier nur auf die beiden Antipoden. Die eine Hypothese unterstellt dem kosmischen Naturzustand einen Hang zu Kataklysmen, die zufällig auftauchen und in bestimmten stellaren Regionen wüten. Man denke da beispielsweise an die vernichtende Schneise, die das Nexus–Energieband alle knapp vierzig Jahre im Quadrantengefüge hinterlässt. Wenn Sie so wollen: Es ist eine These, für die es zwar Anhaltspunkte gibt, die aber wenig erbaulich ist. Die zweite Überlegung ist das Gegenteil von der ersten: Sie ist abenteuerlich. Darin heißt es, die Wahrscheinlichkeit, dass eine antike Zivilisation aussterben könne, unterliege einer so geringen Wahrscheinlichkeit, dass nach anderen Möglichkeiten gesucht werden müsse. Nach Lesart der Anhänger dieser Richtung können Völker im Laufe der Jahre weitergezogen sein, vielleicht weil sie die Ressourcen ihres Planeten aufgebraucht haben oder weil ihre technologische Entwicklung es zuließ. In bestimmten

Fällen, von denen wir wissen, dass die Untergangsphase von kriegerischen Abläufen geprägt war wie bei den Iconianern, ließe sich auch die Vermutung einer Umsiedlung anstellen. Der in der Fachdebatte wohl zerredetste Vorstoß hegt den Verdacht, es gäbe ihrerseits Gruppen oder ganze Völker, die in den Schatten blieben und es sich zur Aufgabe machten, Umsiedlungen aussterbender Spezies vorzunehmen, um sie zu bewahren, aus welchen Gründen auch immer. Für diese Annahme sprächen beispielsweise die nachweislichen Rückstände ein– und derselben Sprach– und Architekturgattungen auf voneinander entlegenen toten Welten, über die wir sagen können, dass die Völker, die sie besiedelten, nicht die Antriebstechnologie dafür besaßen, um sie miteinander zu verbinden. Es gibt noch eine Reihe anderer Erklärungsversuche, aber Sie sehen schon, es ist ein weites Feld. Und so, wie die Dinge liegen, ist alles irgendwo Glaubenssache – es sei denn, man kann Beweise erbringen. Eben deshalb muss ich Ihnen nicht sagen, wie viele Hoffnungen die Archäologenzunft in die *Constitution*, in die *Enterprise* und in die anderen neuen Glieder der Armada setzt. Es geht um die Gesetzmäßigkeiten des Universums – und nebenbei um das Vergnügen, den Fachkontrahenten gegen die Wand fahren zu lassen."

Ein Teil der Anwesenden lachte. Dann folgten weitere zwanzig Minuten, in denen Johnson noch sprach, bis er schließlich ans Ende seines

Vortrags gelangte. „Haben Sie Dank für diese einleitende Sitzung. Wir sehen uns dann nächste Woche zur selben Zeit."

– – –

Edward Johnson war Forscher für Altertum; jemand, der in Fossilien, im Es–war–Einmal wühlte und ihm den Puls nahm?

Je mehr ich mich über diese Erkenntnis wunderte, desto – ist das nicht merkwürdig – mehr schien sie zu passen. Die Art, wie er sich bewegte, ausdrückte, einen ansah, hatte mich schon früher daran zweifeln lassen, es handele sich bei ihm schlicht um einen Mann, der aus rein manuellen Betätigungen seine Befriedigung im Leben bezog.

Ich erinnerte mich an sein Ausstellungszimmer, an die leicht schöngeistliche Aura, die ihn umwehte, und plötzlich, wie von Geisterhand, fügten sich die neuen Puzzleteile in die alten, freilich noch lange davon entfernt, ein allgemeines und vor allem schlüssiges Bild zu ergeben. Aber das mussten sie jetzt auch noch nicht; ich war der Sache auf den Fersen, und diese Flucht nach vorn war die beste Lösung, mich von finster drohenden Überlegungen abzulenken und dem beständigen Eindruck entgegenzuwirken, ich hätte nicht mehr die Kontrolle über meine Wirklichkeit.

Es mochte sein, dass ich mir etwas vormachte, und doch entsann ich mich an einen Satz, den Fareila geprägt hatte, Einbildung sei auch eine Bildung. Wenn sie das sagte, hatte sie nie einer gewissen Ironie entbehrt, aber ich wollte es nun für voll nehmen. Mit meiner Laune ging es tatsächlich bergauf. Die Veränderung meiner Gemütsverfassung hätte mich eigentlich stutzig machen sollen, doch war sie eben *so* unwahrscheinlich, dass ich sie einstweilen genoss, alles andere wie stur ausblendend.

Von meinem Sitzplatz in hinterem Winkel war es mir möglich gewesen, den Hörsaal als erste zu verlassen. So konnte ich den dünnen Strom vom Tag ermatteter Studenten beobachtend abwarten und Johnson am Rande einer Korridorabzweigung auflauern.

Schließlich kam er. Wie es der Zufall wollte, geriet er unmittelbar neben meinem Versteck zum Stillstand, weil sich die Klipsen des kleine Aktenkoffers, den er mit sich führte, tückischerweise geöffnet hatten. Im nächsten Augenblick verteilten sich Vortrags– und Notizblätter, zwei Bücher sowie ein kleiner Handcomputer in weitläufigem Radius und pflasterten den Flur. Johnson fluchte leise und machte sich daran, das Utiliar aufzusammeln.

Indes er sich bückte, witterte ich meine Gelegenheit. Langsamen Schritts stahl ich mich aus dem Schatten meines Schlupfwinkels, von hinten an ihn herantretend.

„Galaktische Archäologie?“, fragte ich.

Ich stand dicht bei ihm. Just hatte er sich aufgerichtet, um aus den Papieren einen geordneten Stapel zu machen, aber ich erschrak ihn so sehr, dass alles wieder zu Boden ging.

Es war mein erstes Erfolgserlebnis an diesem Tag.

„Was machen *Sie* denn hier?“

Unerwartet kam ich in Erklärungsnot, hob und senkte wieder die Schultern. „Die Nacht ist noch jung.“

Er blinzelte anerkennend. „Jung genug, um sich von hinten an Zweite–Klasse–Dozenten heranzuschleichen?“

„Womit man sich die Zeit eben so vertreibt...“

„Okay.“ Seine Mundwinkel wuchsen in die Breite. „Schätze, Sie haben mich auf frischer Tat ertappt.“

„Keine Sorge.“, sagte ich und erwiderte ein spartanisches Lächeln. „Deshalb ist das Edward–Johnson–Mysterium nicht gleich gelüftet.“

Er maß mich mit viel sagendem Blick. „Sie wollen noch mehr, was?“

„Für heute bin ich schon recht zufrieden.“

„Brauchen Sie vielleicht ´ne Mitfahrgelegenheit? Mein Skimmer steht auf dem Vorplatz. Ich könnte Sie zuhause absetzen.“ Bevor ich darauf reagieren konnte, schob er die Hand vor, um etwas nachzusetzen. „Oder warten Sie. Wie wär´s, wollen wir vielleicht ´was trinken gehen?“ Ich schmälte den Blick, bis er mich verschmitzt

anstrahlte, seinerseits die Achseln zuckend. „Die Nacht ist doch noch jung."

Kapitel 7

Für den Ausklang des Tages entführte mich Johnson in den, wie er behauptete, bekanntesten Irish Pub von San Francisco. Es war ein kleiner, beschaulicher Schuppen in nächster Nähe zur vulkanischen Siedlung in Sausalito, durch dessen östliche Fensterreihe man einen prächtigen Blick auf das Napa–Valley sowie die nächtlich angestrahlten Fassaden von Sternenflotten–Akademie und –Hauptquartier genoss.

Für mich war es eine bezeichnende Perspektive. Binnen vier Jahren hatte ich nur einmal zuvor auf die andere Seite der Golden Gate Bridge übergesetzt, zumeist die absolute Nähe zur Akademie gewahrt, weil wir dort alles hatten, was wir benötigten und wollten. Das eindrucksvolle Haus meines nachgeholten Jugendglücks jetzt aus dieser Ferne zu betrachten, kam einem Paradigmenwechsel gleich. Es schien zu bestätigen, wie sehr die Akademie nur noch ein Schatten auf den Wänden meines Innern war und dass sie bald womöglich weiter zusammenschmelzen würde, bis sie schließlich zu einem unscheinbaren Punkt am Horizont geworden war.

Johnson hatte einen Vorschlag gemacht und ich entschieden, ihn zu befolgen. Er bestellte uns

zwei Tassen jenes Heißgetränks, das die Menschen mit ‚heiße Schokolade' titulierten. Er, der sich als leidenschaftlicher Kakaoliebhaber bekannte, fiel beinahe aus allen Wolken, als er erfuhr, dass ich in all der Zeit auf der Erde nie einen Schluck Milch gekostet hatte. Ich war mir über das Ausmaß meines kulinarischen Vergehens nicht bewusst gewesen und entgegnete, schon bei der Vereidigung zum Kadetten hätten sie uns davor gewarnt, wir sollten vorsichtig mit einheimischen Speisen und Getränken umgehen. Johnson schüttelte darüber den Kopf, nahm mich freundschaftlich auf die Schippe, ob ich auch Ernährungswissenschaft an der Akademie hätte studieren müssen, und beruhigte mich anschließend: Er habe vor nicht allzu langer Zeit sogar einen Tellariten auf eine heiße Schokolade eingeladen, und dieser sei nicht einmal implodiert. Als unsere Schokoladen eintrafen, schien ich keine andere Wahl zu haben und probierte.

Es ist ein komisches, aber gut schmeckendes und vor allem nahrhaftes Getränk. Auf Andoria haben wir nichts Vergleichbares, und schon längst nichts, das sich mit der terranischen Kuhmilch in Verbindung setzen ließe. Früher, erzählte mir Johnson, hätten auf der Erde eigentlich nur Europäer und Amerikaner in größeren Mengen Milch getrunken. Ab dem einundzwanzigsten Jahrhundert hätten auch die Asiaten das Getränk in großen Stil entdeckt – woraufhin der

Milchpreis auf dem Weltmarkt plötzlich hochgeschnellt sei. Heute zähle Milch zu den klassischen Exportschlagern der Erde in die gesamte Föderation und darüber hinaus. Beiläufig wies er darauf hin, dass sich der Methanausstoß von Kühen fantastisch für ökologische Energieerzeugung nutzen ließe, weshalb die friedliebenden Wiederkäuer selbst mehr und mehr zum Versandartikel geworden seien.

„Und Sie versenden *sich* also im Namen der Archäologie auf tote Welten.", leitete ich über.

Johnson umfasste seinen Kakaobecher. „Es ist nicht so langweilig, wie es sich anhören mag."

„Wer ist der Auftraggeber? Die Sternenflotte?"

„IPX."

„Nie davon gehört."

„Das ist ein Kürzel für ‚Interstellare Expeditionen'.", erklärte er. „Seit Mitte des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts sind Sternenflotte und Erdregierung Anteilseigner des Unternehmens. Sie fanden wohl, es passt ganz gut in ihr Portfolio."

Ich zog die Schlussfolgerung. „Mit anderen Worten: *Ihr* Auftraggeber ist auch *mein* künftiger."

„Na ja, IPX wohnt noch ein ziemliches Eigenleben inne, würde ich sagen. In der überwiegenden Zahl der Fälle arbeiten wir jedenfalls nicht auf Zuruf, sondern machen Expeditions*vorschläge*, und die werden entweder wohlwollend angenommen oder abgelehnt. Aber selbst, *wenn* sie abgelehnt werden, haben wir noch eine

Möglichkeit...mit dem Kopf durch die Wand zu rennen." Ein Schmunzeln umspielte seine Lippen.

„Klingt irgendwie nach Gründerzeit."

„IPX hat sich durchaus einen Schuss Charme und Weltraumromantik bewahrt. Einer der Gründe, weshalb ich meinen Job eigentlich ganz gern habe. Wenn es auch keiner sein mag, von dem man steinreich wird."

Ich schob die Brauen zusammen. „Moment mal, dieses Penthouse auf dem Mond –..."

„...stammt, wie so vieles, von meinem alten Herren.", fing er mich ab. „Er war niedergelassener Chirurg und verdiente sich mit seiner Privatpraxis eine goldene Nase. Er konnte es bis zum Ende nicht sehen, dass ich mich dagegen entschieden habe, in seine Fußstapfen zu treten."

Wenn es stimmte, was er sagte, dann wurde hier die Kette der Gemeinsamkeiten fortgesetzt. „Ich verstehe, was Sie meinen. Meine *Zha*... Meine Mutter hat auch von mir erwartet, ihrem Beispiel zu folgen. Für mich wär's ein Posten im Außenministerium geworden."

Johnson nickte. „Ich sag' immer: Einen Schuh auszufüllen, kann unangenehmer sein als selbst einen zu machen. Es ist einfach gegen die Natur einer erwachsen werdenden Tochter oder eines Sohnes. Wir alle wollen uns selbst verwirklichen, und ich würde sagen, das ist uns beiden zumindest gelungen."

Augenblicklich spürte ich einen Kloß im Hals. „Falls ich das Thema wechseln darf...", sagte ich etwas steif.

„Feuer frei."

„Das, was Sie bei Ihrer Vorlesung sagten, von der maximalen ökologischen Entfaltung... Glauben Sie, dass unsere Galaxis sich verändern wird?"

Johnson stützte das Kinn auf die Handfläche und wirkte nachdenklich. Nein, mehr noch: Er sah beinahe traurig und bedrückt aus. „Alles ist voll von Veränderungen, zu jeder Zeit. Wir können nicht sagen, wohin sich die Dinge entwickeln werden, sondern werden abwarten müssen."

„Und was, wenn einige Leute ungeduldig werden?", hakte ich nach.

„Das zeugt dann von Selbstüberschätzung. Wir können in Sternen lesen, in Fischen, im Kaffeesatz, wir können uns zu Propheten aufschwingen, aber gegen die unberechenbare Logik eines ganzen Universums werden wir immer verlieren."

– – –

Es hieß, das Wetterkontrollsystem der Erde weise eine Fehlertoleranz von weit über neunundneunzig Prozent auf. Es konnte nur Schicksal sein, dass jenes fragile Prozent ausgerechnet auf diese wendungsreiche Nacht fiel und uns ein

Sommergewitter bescherte. Walnussgroß hagelte es aus dem zugezogenen Himmel herab, während ein tropisches Unwetter zu peitschen anfing. Johnson hatte im Freien geparkt und musste schnell feststellen, dass seine Frontscheibe einen faustdicken Sprung abgekriegt hatte, der es ihm jedenfalls verbot, zum Mond zurückzufliegen. Er wollte sich ein Hotel suchen und morgen eine Werkstatt kontakten, aber irgendwie fühlte es sich nicht richtig an, wenn ich ihn einfach so sich selbst überließ, zumal er sich in San Francisco offenkundig bei weitem schlechter auskannte als ich.

Ohne es abzuwägen, bot ich ihm an, er könne in meiner Wohnung übernachten; da gäbe es ein ausklappbares Sofa im Wohnzimmer. Er sträubte sich zunächst, und das trieb mich merkwürdigerweise zum Insistieren an. Je mehr ich das tat, desto mehr verstummte seine ablehnende Galanterie, bis er sich zuletzt fügte und einwilligte.

Als wir das Appartement erreichten, waren wir beide bis auf die Unterwäsche durchnässt. Der Flur wurde mit Wasserlachen gedeckt, ehe ich uns beiden Handtücher auftrieb. Doch auch das eilige Abtrocknen half nichts gegen den Umstand, dass wir alsbald froren. Schnell entschied sich, dass uns nichts anderes übrig blieb als uns unserer Sachen zu entledigen und sie zum Trocknen hinzuhängen.

Glücklicherweise fand ich entsprechende Ersatzkleidung, aber Johnson musste mit einem Bademantel Vorlieb nehmen, der ihm gerade einmal bis an die Kniekehlen reichte. In der Zwischenzeit überantwortete ich die triefende Kleidung einer Wäschespinne.

Barfuß tappten wir auf dem Parkett ins Wohnzimmer, und da es draußen stockfinster war, schaltete ich das Licht auf gedämpfter Stufe ein. Das Bild, welches hier herrschte, war nicht rühmlich. Ich war noch nicht wirklich dazu gekommen, die Umzugskartons auszupacken, die rigoros im Raum herumstanden, aber was bereits den Weg hinaus geschafft hatte, konnte Johnson jetzt in Augenschein nehmen.

„Ich bekomme heute einen Blick hinter die Kulissen geboten. Interessant, so sieht also das Reich eines Kadetten der Sternenflotte aus."

„Einer Sternenflotten–*Alumna*.", korrigierte ich ihn penibel.

Sein Blick strich über drei Gegenstände, die mich schon seit geraumer Zeit begleiteten. Eine wertvolle, handgemachte Eispfeife, die ich, wie es auf Andoria Tradition war, zum sechsten Geburtstag erhalten hatte. Einen Sextanten, den mir meine erste und bis dato einzige Affäre, ein Mann namens Charlie Dumkin, geschenkt hatte, damit ich immer auf Kurs bleiben sollte. Und ein auf einer Kommode stehendes Glasgefäß, in dem etwa ein Dutzend großer, verschiedenfarbiger Murmeln lagen.

Mit neugierigem Ausdruck deutete er darauf. „Wozu sind die, wenn ich fragen darf?"

„Jede für eine gute Erinnerung.", sagte ich. „Und wenn eine Neue dazukommt, werden es mehr."

Unverwandt sah er mich an. „Also bitte, Sie werden doch wohl mehr als zwölf gute Erinnerungen haben."

„Sagen wir, es sind *besonders* gute.", hielt ich stand. „Die Unvergesslichen. Die Bilder, die man so im Kopf hat; von denen man felsenfest weiß, dass sie einem nie verloren gehen werden. So wie diese Murmeln. Sie sind bei mir, seit ich ein Kind war."

Er hatte mir aufmerksam zugehört, wog meine Worte nun ab. „Die Kunst besteht also darin, nicht leichtsinnig eine neue Murmel dazuzutun?"

„Es ist immer eine große Entscheidung damit verbunden."

Johnson stieß auf das andorianische Ale, das ich mir bestellt hatte, in der Nähe der Spüle. Er ging dorthin und nahm die angebrochene, halbvolle Phiole in die Hand. „Mein lieber Junge."

„Was ist?"

„Ich hätte Sie nicht so...liquide eingeschätzt."

„Momentan habe ich so eine Phase."

„Weil es Sie an Zuhause erinnert?"

Ich unterschlug die Frage. „Außerhalb des Dienstes ist ein Schlückchen jedenfalls nicht verboten."

Er nickte nachdenklich. „Tja, wollte ich schon immer mal probieren. Kam leider nie dazu."

Ich vollführte eine einladende Geste. „Bedienen Sie sich. Aber wenn es Ihnen die Nebenhöhlen verätzt, sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt. Ach, wären Sie so gut, mir auch einen einzuschenken?"

Mit zwei Gläsern, in denen die aquamarine Flüssigkeit schwappte, kehrte Johnson zum Sofa zurück, auf dem ich mich niedergelassen hatte. Anschließend wurde ich Zeuge, wie der menschliche Metabolismus – oder zumindest der menschliche Gaumen – und der andorianische Nationaltrunk aufeinander trafen.

Johnson bekam einen Schüttelfrost und wurde puterrot. Nachdem er sich zum Hinunterwürgen gezwungen hatte, brauchte er ein paar Sekunden des Innehaltens, hüstelte. „Ist tatsächlich etwas stärker als die heiße Schokolade. Werd' ich mir merken. Macht es... Macht es Ihnen vielleicht etwas aus, wenn ich mir etwas anderes hole?"

„Nur zu. Geben Sie mir Ihr Ale."

Es verstrich ein Augenblick, da er mich ungläubig musterte. „Okay." Er ging zur Spirituosenvitrine, fand dort einen Scotch und goss sich ein neues Glas ein. Ich machte ihn auf die Eiswürfel im Kühlschrank aufmerksam, und er genehmigte sich noch den Abstecher.

Der Regen draußen wurde stärker. Er prasselte an die Fensterscheibe der Balkontür. Wir saßen da wie zwei römische Senatoren nach dem wö-

chentlichen Dampfbad und schwiegen. Wenn ich die Augen schließe, höre ich auch jetzt noch das Geräusch, das Johnson erzeugte. Er lässt seinen Scotch wirbeln. Das Klirren der Eiswürfel, wie ein magischer Konterrhythmus. Die Töne verschmelzen mit dem leisen Trommeln der Regentropfen auf dem Fenster.

Meine *Zhadi* hätte daraus wahrscheinlich ein Gedicht machen können...

Von draußen drangen die leisen Geräusche einer schlafenden Stadt – San Francisco dehnte sich unter uns aus. Ferne Lichter schimmerten im Regen, verblichen im nächtlichen Dunst, lösten sich in Nichts auf. Dann und wann trieben die sich langsam bewegenden Positionslampen eines Flugwagens oder Shuttles vorbei wie Glühwürmchen.

Ich hob mittlerweile das zweite Ale zum Mund. Es brannte in der Kehle. Gleichzeitig eiskalt und heiß wie Feuer, legte sich als trüber Schleier, der angenehme Betäubung verhieß, über mich. Ich hob das Glas und beobachtete Johnson, während sein Blick aus dem Fenster wies, durch das gebrochene Prisma.

Plötzlich flackerten in den grauen Wolken, die sich verstohlen über die Sternennacht geworfen hatten, grelle Entladungen. Blitzzungen leckten den Himmel.

Es war nur eine Sekunde. Doch als das Wohnzimmer in weißem Schein aufloderte, erblickte ich auf der anderen Seite des Fensters ein Antlitz.

Ronis Gesicht, bleich, aufgedunsen, den leblosen Blick in die ferne Leere gerichtet...

„*Nein!*", schrie ich auf. Etwas Eisiges durchfuhr meinen bibbernden Leib.

Johnson war sofort präsent, lehnte sich vor. „Was ist passiert?", fragte er besorgt.

Ich sah erneut zum Fenster, doch da war niemand mehr. Nur eine vertraute Stadt und ein ungebetener Sturm hoch über ihr.

„N–nichts." Ich presste meine schweißfeuchten Hände aneinander, damit sie nicht mehr so zitterten. Mein Herz tobte immer noch. „Ich...habe mich nur erschreckt. Meinen Sie..." Ich unterbrach mich kurzzeitig. „Würde es Ihnen etwas ausmachen, sich zu mir zu setzen?"

Johnson schaute verwundert drein. Meine Frage war einem Gefühl der Hilflosigkeit entsprungen, man mochte auch sagen einem Affekt, Konsequenzen hatte ich nicht einkalkuliert, womöglich auch deshalb, weil ich ein Leben der Konsequenzen Leid war.

„Aye, Sir.", meinte er und erhob sich. Dankbar verstand ich, dass auch er meine Handlung nicht hinterfragte.

Als er sich dicht neben mir niederließ, fühlte ich mich gleich um einiges besser. „Danke. So ist es mir irgendwie...lieber."

Er lächelte. „Sehen Sie, deshalb hab' ich mir ein *kleines* Schiff ausgesucht."

„Welches Schiff?", fragte ich verwundert. In seinen beachtlich glanzvollen Augen las ich die

Antwort. „Nicht doch. Sie haben ein *Raumschiff*?"

„Es heißt *Ulysses*. *Bonaventure*–Klasse, schon mal davon gehört?"

„Die gehört zur Sternenflotte.", wusste ich und guckte perplex. „Aber sagten Sie mir nicht, dass –…"

„*Tu* ich auch nicht. Ich hab' da nur angeheuert. Die Sternenflotte war so gut, IPX eine Reihe von Jointventures anzubieten. Zwei, drei ihrer Fregatten sind permanent mit uns unterwegs und wurden eigens für archäologische Missionsspezifikationen umgerüstet. Was wollte ich doch gleich sagen? Richtig. Die *Ulysses* ist das kleinste Schiff im IPX–Dienst. Obwohl ich eine klaustrophobische Ader besitze, bin ich bewusst dorthin gegangen. Weltraumromantik, Sie sagten es ja schon." Er zuckte die Achseln. „Ist immer jemand da. Und wenn Captain Zhukov mal das Bedürfnis zum Kuscheln hat, ist mein Quartier gleich hinter dem nächsten Schott. Vielleicht wollen Sie die *Ulysses* ja mal sehen? Sie liegt zurzeit vor Anker im Trockendock. Wenn mein Skimmer repariert wurde, können wir gerne einen Abstecher machen."

Er hatte das Wort ‚Ausflug' vermieden, was mich unsicher machte. „Einen Abstecher?", echote ich. „Was meinen Sie damit?"

„Na ja, ich dachte…" Er winkte ab. „Lange Rede, kurzer Sinn: Sie wurden, so wie ich das sehe, noch nicht versetzt."

Niemand wusste besser als ich, dass es noch ein, zwei Monate dauern konnte, bis es mit meiner Karriere in der Raumflotte weiterging. Und in Anbetracht des irreversiblen Wulstes in meinem Schädel würde ich die Frucht meiner geduldigen Ausbildung kaum noch genießen können. Als ob mir jetzt noch der Sinn danach stand. „Ich hab's nicht allzu eilig, wenn Sie das meinen.", erwiderte ich leichthin.

„Umso besser. Wie wäre es, Sie gönnen sich bei mir auf dem Mond eine Verschnaufpause? Ich verspreche Ihnen: Es wird Ihnen an nichts fehlen. Und Sie hätten Gesellschaft."

Wieder nahm ich ihn in Augenschein. „Und Sie könnten mich beschützen."

„Wir waren bei Ihnen, nicht bei mir. Aber ja, es wäre mir lieber, um ehrlich zu sein. In dieser Wohnung sind Sie nicht sicher."

„Was Sie vorschlagen..." Ich ließ geräuschvoll den angehaltenen Atem entweichen. „Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist."

„Lassen Sie mich noch eine Schippe drauflegen: Der Captain der *Ulysses* ist ein sehr guter Freund von mir. Soweit ich weiß, sucht sie zurzeit einen Ersatz für ihren alten Navigator; der ist auf ein anderes Schiff gegangen. Ich könnte arrangieren, dass Zhukov Ihnen 'ne faire Chance gibt."

„Und *wir* können gemeinsam auf Expeditionsreise gehen.", sagte ich in verdächtigendem Ton.

Johnson nickte unverblümt. „Gefiele Ihnen die Vorstellung nicht? Wo wir hingehen, das ist

noch Sternenflotte in Reinkultur. Soweit es jemals so etwas gab."

„Ich weiß nicht. Man soll doch keine Geschenke von Fremden annehmen."

Seine Zuversicht wurde zurückgetrieben, und in seinen Augen spiegelte sich Getroffenheit. „Bin ich das wirklich noch für Sie – ein Fremder?"

„Nehmen Sie das nicht persönlich. Als ich hierher kam, beschloss ich, für mich selbst zu sorgen, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Jetzt Schützenhilfe in Anspruch zu nehmen..."

Johnson schüttelte den Kopf. „Ich versichere Ihnen: Zhukov ist ein harter Knochen. Sie werden sich schon beweisen müssen. Sie hat ziemlich hohe Ansprüche an ihre Crew. Um Herausforderung und Selbstständigkeit kämen sie *gerade* bei ihr nicht herum. Und was mich angeht: Ich bin bloß ein Altertumskundler, kein Raumschiffkommandant."

Ich zögerte.

„Wovor haben Sie Angst? Und was haben Sie zu verlieren?"

Was hatte ich zu verlieren? Erneut loderte der Widerschein eines Blitzes im Fenster und stieß kurzzeitig die Umgebung in gleißende Grelligkeit.

Da erblickte ich auf der anderen Seite des Fensters peche Augen; so schwarz, dass sie trotz der draußen vorherrschen Düsternis sofort auffielen mit ihrer totalen Rußfarbenheit, wie sie nur das

Universum aufwies. Dünne Lichtreflexe schimmerten darin.

Ich erkannte, dass es sich um die Gestalt aus meinen Nachtmahren handelte, diesen Verfolger, von dem gleichsam alles ausging und durch den der Traum erst eine ungemein reale Qualität bekam.

Und dann sah ich, wie die Entität grinste, breit, zynisch und voll gesogen mit Bosheit...

Mir gelang es, mich unter Kontrolle zu halten. Gleichwohl war Johnson aufgefallen, dass meine Gedanken abzuschweifen schienen.

Nun drehte ich den Kopf und ergründete sein Gesicht und die Augen, die so verheißungsvoll leuchteten, als liege ein Land aus flüssigem Silber hinter ihnen – ein Spielplatz der Möglichkeiten – und warte nur darauf, betreten zu werden.

Zum ersten Mal seit der kurzen und äußerst seltsamen Zeit, in der wir uns nunmehr kannten, wagte ich es, mir einzugestehen: Johnson strahlte eine Vertrautheit aus, wie ich sie noch nie bei jemandem erlebt hatte, geschweige denn bei einem Mann. Ich konnte nicht sagen, was er womöglich vor mir verbarg, genau genommen konnte ich mich auf nichts mehr verlassen in dieser Welt, die in ihrer Gänze unwahrscheinlich, fragil und leblos geworden war. Ich realisierte: Umso mehr war es mein Urteilsvermögen, auf das es ankam, denn mehr war mir nicht geblieben.

Mir dämmerte, wie Recht er gehabt hatte. Ich brauchte einen Beschützer. Ich fühlte mich so wohl, so sicher und behütet in seiner Gegenwart. Er war es, der meine inneren Dämonen abwehren konnte, wie eine Festung, die dem Ansturm feindlicher Scharen trotzt. Vielleicht war es Flucht, vielleicht ergab ich mich dem Überschwang, vielleicht verabsolutierte ich plötzlich das Vertrauen, das ich von Anfang an gespürt hatte.

Aber das spielte keine Rolle mehr: In diesen Sekunden reduzierte sich mein Kosmos auf Edward Johnson, und darin stieg er zur einzigen Sonne auf, die mich am Leben erhalten konnte, die mir noch einen Sinn gab. Fragen und Unsicherheiten fielen von mir ab, so wie ich es vier Jahreszeiten lang beim Herbstlaub beobachtet hatte, dessen die Bäume sich wie von etwas Obsoletem getrennt hatten.

Mir wurde klar: Jetzt, wo ich ihn hatte, wollte ich ihn nicht mehr verlieren.

Ich würde mit ihm gehen.

Und mehr. Ich wollte mehr.

Jetzt.

Er ließ es geschehen, als ich sein Kinn berührte und behutsam seinen Kopf zu mir drehte. Dann legte ich eine Hand auf seine Wange, streichelte sie. Ihre wohltuende Wärme drang in mich hinein.

„Wer sind Sie wirklich, Edward Johnson?“ In dieser einen Frage bündelten sich all meine Fra-

gen, alle Hoffnungen und Wünsche, alle meine Erwartungshalten, die er gegen jedwede Statistik so gekonnt unterlaufen hatte.

Erstaunlicherweise sprach er voller Schwermut, ohne einen Hauch der Selbstgeltung: „Nur ein Vagabund im Nirgendwo, so wie wir alle, danach trachtend, einen Platz zu finden, den man Heimat nennt."

Die Worte öffneten mir das Herz.

Und dann war ich es, die ihn küsste...

– – –

In meinem bisherigen Leben hatte ich nur wenige Männer an mich herangelassen. Zwar galt auf Andoria durchaus noch die Tradition, dass die von Natur aus temperamentvolleren Frauen Ouvertüren machten und so Beziehungen nach ihren Vorstellungen ausrichten konnten. Allerdings hatte ich mich nie zu diesem wilden Schlag gezählt.

Im Gegenteil, so lange ich denken kann, war ich zurückhaltend gewesen. So waren es am Ende doch die Männer gewesen – meist irgendwelche jungen Streiter der imperialen Garde –, die mich nach den Regeln der Kunst zu einigen kurzweiligen Romanzen überredeten. Damals hatte ich mich vermutlich nur zu ihnen hinreißen lassen, weil ich keinen Nachteil gegenüber Gleichaltrigen erleiden, weil ich mir einreden wollte, jene mentale Distanz, die ich immer zu

Andoria gespürt hatte, würde abschmelzen – eine Hoffnung, die nie in Erfüllung gegangen war.

Mit Edward Johnson dagegen war es etwas völlig anderes. Ich hatte noch nie einen Mann so sehr gewollt wie ihn in dieser Nacht, vielleicht zum ersten Mal *überhaupt* einen Mann. Dabei überließ er mir in jeder Hinsicht die Kontrolle. Ich führte – er folgte, bereitwillig.

Das war eine ganz neue Erfahrung für mich. Johnson richtete alles auf mein Wohlbefinden aus; darauf, dass ich meinen Höhepunkt durch und durch auskosten konnte. Seine Situation war ihm nachrangig.

So wurde er schließlich der Altruist, den ich ihm zunächst nicht hatte zugestehen wollen.

Wir gaben uns einander stundenlang hin, beinahe ohne Unterbrechung und bis zur völligen Erschöpfung. In diesen unbeschwerten Stunden grenzenlosen Verlangens fand ich in das Erleben einer Unmittelbarkeit des Moments, wie es mir nie zuteil geworden war. Es schien, als käme endlich ein Teil von mir zur Rast, der ständig auf der Flucht gewesen war. Gedanken über die Zukunft hatten Zeit bis morgen. Ich kostete jeden Herzschlag für sich aus, in der ewigen Gegenwart des Augenblicks.

In einer eng umschlungenen Pose, wo wir unser Begehrnis aneinander stillten, fiel ihm im Spiegel eines Schranks irgendwann die lange Narbe an meinem Rücken auf.

Abrupt unterbrach er den Liebesakt. „Was ist das?“, fragte er besorgt und strich über die Gewebewucherung.

Mein Leib bebte noch von seinen intimen Berührungen.

„Nur ein Andenken aus vergangener Zeit.“, hauchte ich.

„Ist das bei einem Kampf passiert? Hat Dich jemand verletzt?“

„Wir verletzen uns doch alle gegenseitig. Tag für Tag.“

Ich hob seinen Kopf wieder zu mir und raubte ihm mit meinen Küssen Sprache und Atem...

– – –

Spät am nächsten Vormittag weckte mich das Licht, das in hellen Quäntchen durch die Jalousien sickerte, goldgelb auf meinen Lidern ruhte. Ich schlug die Augen auf und fand mich allein im Bett.

Von Edward fehlte jede Spur.

Ich stand auf und lief durch die Wohnung. Seine Kleidung war von der Wäscheleine im Badezimmer verschwunden; auch im Wohnraum deutete nichts auf unser gestriges Beisammensein mehr hin. Die Gläser standen nicht mehr auf dem Tisch, wo wir sie hatten stehen lassen, sondern waren gespült und in den Küchenschrank zurückgestellt worden.

Einen Augenblick stellte ich mir die absurde Frage, ob ich all das bloß geträumt hatte.

Dann fand ich im Gefäß auf der Kommode die neue Murmel.

Kapitel 8

Am Nachmittag erschien Edward mit seinem reparierten Skimmer und half mir beim Packen meiner Reisetasche. Eine unscheinbare Dreiviertelstunde später stiegen wir über den Skyway von Nordamerika in den Himmel auf. Einen Vorüberflug an seinem Schiff mussten wir verschieben, weil die *Ulysses* wegen des Austauschs eines speziellen Ersatzteils in die Antares–Flottenwerften verlegt worden war und nicht vor übermorgen zurückkehrte. Edward fand, das würde uns den nötigen Puffer geben, um etwas Zeit miteinander zu verbringen, bevor er sich mit Captain Zhukov in Verbindung setzen würde.

Nach und nach wuchs in der Cockpitscheibe der riesige, pockennarbige, hellgraue Ball, der am sternenklaren Firmament der Erde mit ein wenig Fantasie ein verquollenes Gesicht annahm. Eigentlich hatte dieser Eindruck nur wenig mit der Laune des Trabanten zu tun, sondern mit so genannten Maren: rasch abfallende Tiefebenen, welche einst mit Lava gefüllt sein mochten. Seit mit Neil Armstrong der erste Mensch ihn betreten hatte – in einer Epoche namens Kalter Krieg, da ihm nur der Status eines öden Felsbrockens mit Prestigecharakter beigemessen wor-

den war (die US–amerikanische Flagge trumpfte übrigens noch immer in unmittelbarer Nähe von New Berlin) –, war der Mond nachhaltig in seinem Wert für die Menschheit gewachsen. Die erste Kolonie war in den 2060ern gegründet worden, und heute gab es derer vier, wo gut fünfunddreißig Millionen Menschen beheimatet waren. Riesige Glaskuppeln, versorgt mit Sauerstoff und Schwerkraft, türmten sich in den gastlicheren, terrageformten Regionen, und weiter außerhalb der zivilen Habitat– und Gewerbekomplexe befanden sich die großen Minen, deren Tunnelsysteme weit in die erstaunlich rohstoffträchtige Tiefe reichten.

Der Skimmer bog rechtzeitig ab, bevor er mit den großen Hauptverkehrsadern im Dunstkreis von New Berlin in Berührung kam. Johnson steuerte das Düsengefährt hinab auf Bodenniveau, wo nach einer Weile die kleine Siedlung namens Muncie Town in Sichtweite geriet. Auf der Erde hätte es gerade einmal für eine Gemeinde gereicht, aber auf dem Mond fiel Muncie Town, wie Edward mir schilderte, bereits in die Kategorie der Kleinstadt. Wir überflogen die niedrigen Gebäude unter dem eingedampften Äquivalent jener Käseglocke, welche die lunaren Metropolen überwölbte. Als Edwards Penthouse auf der zentralen Anhöhe in Sichtweite geriet, fühlte ich mich bereits nicht mehr als Gast.

Edward verhielt sich wie ein richtiger Gentleman. Es stand ihm nicht im Geringsten danach, ein paar Minuten für sich zu sein, und so bot er mir vom Zeitpunkt der Landung auf seinem privaten Parkdeck ein volles Programm, das sich bis in die frühen Morgenstunden erstreckte.

Der erste Punkt auf seiner Agenda bestand in einer weiteren Offenbarung: dass er nämlich ein fantastischer Koch war. Ich durfte ihm zwar bei der Präparation seiner Gerichte in der Küche nicht beiwohnen, doch legte er ein beachtliches Tempo bei der Zubereitung eines mehrgängigen Menüs an den Tag, und es gab nicht eine Kleinigkeit zu beanstanden. Ich erfuhr, dass er sich mit frischem Gemüse versorgte, das er in einem kleinen hydroponischen Garten von eigener Hand großzog – eine Kultur, die angesichts allgegenwärtiger Synthetisierer zum puren Luxus avanciert war. Seine Kreationen schmeckten köstlich. Wir aßen in einem Speisesaal, über dem das Dach aus transparentem Glas bestand. In entsprechender Reihenfolge dirigierte Edward im Vorfeld beladene Speisewagen vollautomatisch über ein Schaltelement am Tisch von der Küche aus hin und her, so musste er nicht ständig aufstehen. Jedes Mal rollte mit robotischer Präzision ein neues Gestell heran und hielt dicht neben ihm, sodass er rasch Abräumen und den nächsten Gang servieren konnte. Im Anschluss

an die Vorspeise kam auch eine Weinflasche samt Gläsern geliefert und zum Schluss eigens ein Teewagen.

„Hast Du oft Gäste?", fragte ich ihn.

Er sah mich aus verwunderten Augen an. „Wie kommst Du darauf?"

„Alle Abläufe wirken hier...ziemlich professionalisiert."

Edward rollte die Augen. „Höhere Gewalt."

„Wie bitte?"

„Ich wollte nur sagen: Ich bin kein Techniker. Und ich bin auch kein Organisationstalent."

„Aber welchen Grund gibt es dann für –..."

„Alles zu seiner Zeit." Er lächelte und hob demonstrativ sein Glas. „Auf die verrückten Wendungen des Schicksals, die das Leben lebenswert machen."

Ich nickte und stieß mit ihm an.

– – –

Selten hatte ich eine solche Lust am Essen empfunden wie heute, und nachher riss diese Lust nicht ab. Sie verlagerte sich in eine pulsierende, beinahe kindliche Neugier, als Edward mich durch sein Haus führte. Er besaß eine beeindruckende Kollektion von Büchern, Kunstgemälden und anderen Wertgegenständen. In seiner Bibliothek verwahrte er sie, dem zweifellos imposantesten Raum seines Hauses. Ich erinnerte mich an Worte, die er bei unserer ersten Begegnung

ausgesprochen hatte, Irren könne lohnenswert sein. Diese Redewendung erhielt in dieser Umgebung eine eigene Note. Er musste unglaublich viel herumgereist sein, um nacheinander die Einzelheiten dieses kultivierten Potpourris zu erstehen.

Wir schlenderten durch die Galerie, und ich ließ mich zu einer Bemerkung hinreißen: „Sieh an, Du bist ein richtiger Sammler."

Er machte eine ertappte Miene. „Jedenfalls nicht von Stammbäumen oder Ahnenbildern."

„Aber immerhin, Du sammelst. Das kannst Du wohl nur schwer abstreiten. Ob Du es glaubst oder nicht: Du bist Deinem Vater gar nicht so unähnlich."

Edward seufzte leise. „Erspar mir bitte die Der–Apfel–fällt–nicht–weit–vom–Stamm–Rede."

„Die was?"

„Nicht so wichtig." Er richtete die Hand auf eine Malerei alten irdischen Stils. „Gefällt Dir dieses Gemälde eigentlich? Es ist mein Liebstes."

„Was zeigt es?", wollte ich wissen.

„Alte Mythologie. Die Vertreibung aus dem Paradies. Was mir an Chagall so sehr gefällt, ist die Einfachheit der Dinge. Es erinnert mich daran, dass früher oder später alles an ein Ende kommt und dass man deshalb jeden Moment so leben muss, als wäre es der letzte." Seine Worte inspirierten mich. „Die Geschichte unserer Existenz – eine schier endlose Aufeinanderfolge einschneidender Wendepunkte und riskanter Ent-

scheidungen. Sollen wir den Apfel pflücken oder nicht?"

„Diesmal hast *Du* vom Apfel gesprochen."

Wir zogen weiter zwischen den hohen Regalen, deren Wälzer nach altem Papier, Staub und Magie rochen. Doktor Linkeds Sammlung von fachwissenschaftlicher Literatur mutete dagegen geradezu bescheiden an. Noch nie hatte ich so viele Bücher auf einem Haufen gesehen. *Echte* Bücher, keine Textabzüge, die in Handcomputern schnell und effizient zu überfliegen waren. Wenn man hier entlang schritt, dann ahnte man plötzlich, was Edward gemeint hatte, als er zu Beginn seiner Vorlesung den Fortschrittsoptimismus in Zweifel gezogen hatte. Es galt nicht nur für die Menschen: Heute las man nicht mehr, weil man eintauchen wollte in eine fremde Welt, genau genommen *war* es kein Lesen mehr, sondern ein assoziatives Springen, darauf ausgelegt, mit Daten zu jonglieren und möglichst viele Füße in den Türspalten des Wissens zu haben.

Wir passierten den gewundenen Gang, und mich beschlich das Gefühl, dass die Bücher mehr über mich und die Welt wussten, als sie dem Leser preisgeben würden. Bald befiel mich der Gedanke, hinter dem Einband jedes einzelnen dieser Schriftwerke tue sich ein unendliches, noch zu erforschendes Universum auf, wohingegen viele Leute ihr Leben an kleine, alltägliche Dinge verschwendeten, zufrieden damit, kaum über ihren Nabel hinauszusehen.

Ein goldenes Glimmern streifte meinen Blick. Ich erkannte, wie sich von meinem Winkel aus das Licht in einem Schmuckstück brach, das schüchtern am Ende eines Bords die Wand dekorierte. Einen Moment glaubte ich, es würde mir seinen unermesslichen Namen zuraunen, mit einer Engelsstimme...

Gebannt vom strahlenden Reflex, der sich in meinen Augen verlor, trat ich näher heran. Der onyxartige Stein an der Kette barg ein viereckiges Medaillon, das funkelte, wie ich noch nie ein Juwel hatte funkeln sehen. Das Bild, das es darbot, hatte etwas Entrücktes, Beunruhigendes: Vor einem türkisfarbenen und mosaikartig fragmentierten Hintergrund rankte sich ein kahler, knorriger Baum gen Himmel; im Hintergrund leuchteten in trübem Dunst zwei Sonnen, vielleicht waren auch zwei große Sterne.

„Was ist das?", fragte ich, immer noch auf das Amulett starrend. „Es ist wunderschön."

„Es hängt schon lange hier, ohne einen Träger. Das sollte sich ändern. Willst Du es haben? Ich schenke es Dir."

„Edward, das kann ich nicht..."

Mein schlechtes Gewissen ignorierend, hatte er es kurzerhand von der Aufhängung gegriffen und legte es mir im nächsten Moment um den Hals. Meine Widerrede verstummte. Im Glas eines nahe gelegenen Regals sah ich mich und war betört von der Andersartigkeit, mit der mich mein neuer Begleiter ausstattete.

Als ob mein Herz außerhalb des Körpers schlagen würde... Als wohnte mir eine neue Essenz inne...

Erfüllt wandte ich mich zu ihm um. „Ich danke Dir, Edward."

– – –

Der letzte Raum, in den Edward mich führte, war sein Arbeitszimmer. Es lag in einem separaten Turm des Penthouses, betretbar nur über eine schmale Wendeltreppe, und stand mit seiner dramatischen Unordnung in auffälligem Kontrast zur sortierten Dezidiertheit, in der der Rest des Domizils daherkam. Das und die räumliche Abgrenzung, die dieses Zimmer mitten ins Firmament hineinragen ließ, bestärkten mich in der Vorahnung, dass sich hier leise etwas ankündigte; dass Edward noch nicht alle Facetten seiner Natur enthüllt hatte und diesem Raum besondere Bedeutung bei allem Kommenden zufallen würde.

Ich blickte auf, durch die transparenten Fenster der kleinen Glaskuppel über unseren Köpfen, wie im Speisesaal. „Und so arbeitest Du?"

„Es beruhigt mich.", erwiderte er. „Man hat hier keinen Zwischenboden, und man kann die Erde sehen. Von hier scheint es, als müsse man nur die Hand ausstrecken, um die Sterne zu berühren. Sie sind greifbar, wie eine gute Idee."

Jetzt konzentrierte ich mich auf die unmittelbare Umgebung. Überall stapelten sich Monographien und Sammelbände, die sich über verheißungsvolle Titel auf die eine oder andere Weise mit dem Metier galaktischer Archäologie beschäftigten und den Schreibtisch beachtlich pflasterten. Sogleich fiel mir auf, dass Edward dieses Zimmer seiner wissenschaftlichen Materie reserviert hielt, auf das Ausstellen skurriler Gegenstände zumal weitestgehend verzichtete. Die Wände waren verhangen mit eingerahmten Diagrammen, Statistiken und Tabellen über irgendwelche Fachspezifika. Von auffälliger Größe war dabei eine Zeittafel, die sich in nachgerade kryptischen Kürzeln und Fachkauderwelsch mit der Genese der Galaxis beschäftigte.

Ich näherte mich der grafischen Anfertigung und las im oberen Teil: „Die Dichte des Lebens in der erforschten Galaxis."

Neben mir erzeugte Edward eine relativierende Geste. „Da gerade mal fünfzehn Prozent der Milchstraße erforscht sind, ist das ein großes Wort. Es stecken jede Menge Hochrechnungen drin. *Theoretische* Schlussfolgerungen. Im Grunde genommen ist ziemlich vieles hier drin Theorie. Ich schätze, es wird noch ein Weilchen vergehen, bis man die Empirie zum Sprechen bringt. Vielleicht eines Tages, mithilfe dieses neuen Transwarpprojekts, an dem sie arbeiten. Bis dahin bleibt die Galaxis geduldig und wir ungeduldig."

Wir machten eine Runde im Turm, ehe wir umkehrten, Richtung Treppenstiege.

Da erschrak ich am Türrahmen über ein großes Bild, das schier hinterhältig in seinem verborgenen Winkel auf mich gewartet hatte. Es bot die Überreste eines fledermausartigen Wesens zur Schau, das leblos eingeschlossen worden war in eine Art grünen Kristall. Dabei riss es Augen und Maul weit auf und spreizte die feinadrigen Flügel, verdammt zu ewiger Erstarrung. Im Hintergrund schaute man auf den bis zum Horizont reichenden, roten Wüstensand einer namenlosen Welt.

„Die Fotografie stammt von einem Bekannten. Es war ein Geschenk."

„Ist er... Ist er auch Archäologe?"

„Nein, das ist er nicht." Edwards Mundwinkel hoben sich leicht. „Er liebt Abenteuerurlaube. Ich bin leider nie auf Magreebal VI gewesen. Es muss toll sein."

„Wirklich?"

„Weshalb so verwundert?"

„Na ja, ich *sollte* wohl nicht verwundert sein. Nur: Für einen Urlaub..." Ich verdrehte die Augen. „Ich könnte mir behaglichere Orte vorstellen. Es sieht alles so...*tot* aus."

„Und das ist es auch.", bestätigte Edward, beinahe stolz klingend. „Dieser Freund dort wäre nicht so gut erhalten geblieben, hätte ihn die harzartige Substanz, in der er steckt, nicht bestens konserviert. Auf dem ganzen Planeten ist

jede halbwegs entwickelte Lebensform vor ein paar Millionenjahren verschwunden."

„Verschwunden? Du meinst, *ausgestorben*?"

Edward nickte seicht.

„Wie ist das passiert? Eine ökologische Katastrophe oder etwas in der Art? Ein Meteoriteneinschlag?"

Er suchte meinen Blick. „Auf der Erde nennt man es schlicht ‚Das Große Sterben'. Was immer es war..."

Ich fand mich zunächst überfordert mit seinen Worten. „Es ist auch schon auf der *Erde* einmal passiert; dass alles Leben verschwand?"

„Beinahe. In meiner Vorlesung habe ich vielleicht etwas zu *sehr* vereinfacht. Nicht nur auf *fremden* Welten ist Leben – um in galaktischen Maßstäben zu sprechen – sozusagen von heute auf morgen getilgt worden. Das Phänomen betrifft auch uns. Terra, Vulkan, Rigel, Alpha Centauri... Überall gibt es gewisse Hinweise auf vergleichbare Entwicklungen, in den meisten Fällen vor gar nicht einmal so langer Zeit." Er deutete zurück zum Flattermann, dessen Anblick mir vorhin noch Angst eingeflößt hatte und nun bereits Leid tun konnte. „Magreebal VI ist ein zeitlich versetztes, jüngeres Beispiel."

„Erklär's mir.", bat ich ihn.

Edward führte mich ein paar Schritte weiter zu einer entwicklungsgeschichtlichen Illustration seiner Welt. „Auf der Erde hatten sich vor rund zweihundertachtzig Millionen Jahren Flora und

Fauna endgültig auf dem Festland etabliert, es gab entwickelte Wirbeltiere, die zumindest teilweise warmblütig waren. Hätten sie noch einige Millionen Jahre Zeit gehabt, vermutlich wäre diesen Reptilien der Sprung zu echten Säugern gelungen. Doch es kam anders: Vor zweihundertfünfzig Millionen Jahren etwa ereignete sich das schlimmste Massensterben der gesamten Erdgeschichte. Diese biologische Krise beschränkte sich nicht nur auf die Meere, so wie früher. Binnen kürzester Zeit – in nicht mehr als einer Million Jahre – starben bis zu fünfundneunzig Prozent aller Tier– und Pflanzenarten und mehr als Dreiviertel aller Landwirbeltiere weltweit aus." Mit zwei Fingern zeigte er auf einen ausgewählten Abschnitt. „Siehst Du, es gibt kaum einen Hinweis auf Leben in der Periode Minus zweihundertfünfzig bis Minus einhundert."

Ich verfiel zunächst ins Schweigen, mich immer noch fragend, warum dieser Kelch an der Akademie an mir vorübergegangen war. Sicher, ich war nicht immer die Aufmerksamste gewesen, nicht so strebsam wie Fareila. Und doch weigerte ich mich, in Erwägung zu ziehen, dass ich ein Problem dieser Größenordnung einfach verschlafen haben mochte. „Was könnte so einen schrecklichen Vorgang ausgelöst haben?"

„Lange Zeit galt ein akuter Klimawandel als wahrscheinlichster Auslöser; dass das irdische Thermostat irgendwie von gemäßigt–kühl nach

tropisch–warm verschoben worden sei, beispielsweise als Folge einer Veränderung der Sonnenflecken. Dann tauchten noch Theorien auf um einen heftigen und lang anhaltenden Vulkanismus. Andere Funde deuteten eher auf einen möglichen Kometenaufprall hin, der in der Folge Einfluss auf das Klima genommen haben soll." Edward holte Luft. „Aber dann strebte die Menschheit vor hundert Jahren ins All. Relativ schnell musste sie erkennen, dass das, was sich auf der Erde zugetragen hatte – das Große Sterben –, auch andere Klasse–M–Welten heimgesucht hat. Mit ähnlich katastrophalen Folgen. Langfristig wurde das Leben dadurch niemals verhindert; es fand immer seinen Weg. Die Ökosysteme entfalteten sich irgendwann neu, bis zur Ausdehnung, die vor dem Niedergang geherrscht hat. Allerdings ging das Gros der früheren Lebewesen fast komplett verloren und wurde durch einen Neuanfang ersetzt. Was dafür verantwortlich ist?... Bis heute streiten sich die Paradegäuler im archäologischen Komitee der Föderation. Es gibt viele konkurrierende Erklärungsansätze. Radiationswellen vom galaktischen Kern, die für vorübergehende Unterbrechungen einer konstanten Gammastrahlung sorgten und den Metallkern terrestrischer Welten beeinflussten. Einige schielen auf die schwarze Materie, der übliche Verdächtige. Andere sehen eine Verquickung verschiedener Umweltfaktoren innerhalb eines Sonnensystems als Ursache.

Das Vernünftigste scheint mir noch das vulkanische Theorem von der galaktischen Ökologie zu sein, eine ziemlich neue Denkweise. Irgendwo in der Galaxis klopft jemand beim Frühjahresputz einen Teppich aus, und anderswo ändert sich dafür das Wetter. Ansonsten wird viel geredet und noch mehr Papier produziert, aber die Wahrheit lautet: Niemand kennt die Beweungsgesetze für das Große Sterben. Es scheint sich vielerorts ereignet zu haben. Fast willkürlich trifft es die unterschiedlichsten Ökosysteme – ganz unerwartet und mit ähnlich verheerenden Resultaten. Eine Ursache identifizieren konnte man bislang nicht."

Sein Gesichtsausdruck hielt mich zur nächsten Frage an. „Und was glaubst *Du*?"

Einerseits schien er dankbar, dass ich seine Meinung hören wollte, andererseits sah er mich nun auch etwas gequält an. „Zuerst glaube ich...", fing er an und unterbrach sich noch einmal. „...dass die Völker der Föderation möglicherweise gar nicht bereit sind, die Wahrheit herauszufinden. Was, wenn am Ökologietheorem der Vulkanier etwas dran ist? Was dann? Viele Spezies fürchten sich vor zu vielen Gemeinsamkeiten. Selbst in einer Planetenallianz wie der unseren sind Nationalismen ein nicht zu unterschätzendes Konzept und auch ein schwer zu überwindendes. Lange Zeit hat man sich über seine Andersartigkeit definiert, und plötzlich sollen alle irgendwie miteinander zusammenhän-

gen, auf Gedeih und Verderb dasselbe Schicksal teilen? Das Große Sterben ist ein Einfalltor in diese Richtung, und es ist etwas anderes als gemeinsam gegen die Romulaner in den Krieg zu ziehen oder ein Wirtschafts– und Verteidigungsbündnis. Man könnte die Sache weiterspinnen und die hochtrabendsten Postulate anstellen. Manch ein Föderationsvolk und seine Politiker mag eine solche Erkenntnis zu dem Gefühl verleiten, man sei nicht länger aus freien Stücken in dieser Union. Nichts wiegt schwerer für ein Bewusstsein, das sich freiheitlich wähnt, als die Aussicht, fremdbestimmt zu sein. Wer weiß, vielleicht ist es also gut, wenn die Wahrheit nie ans Licht kommt. Und vielleicht muss die Wissenschaft auf dieser Maßstabsebene pathologisch versagen." Edward wandte sich halb einer Zeichnung zu, die aus kaum mehr als einer Reihe regenbogenfarbiger Ellipsen bestand, welche ineinander übergingen. „Es kann sein, dass diese Angelegenheit bislang falsch von uns verstanden wird. Wir nehmen sie als Bedrohung und Ausnahmeerscheinung wahr. Doch was wäre, wenn das Große Sterben *keine* Anomalie ist, als die es so viele Wissenschaftler begreifen wollen? Was, wenn es einfach zum Leben im All dazu gehört? So wie auch wir geboren werden und eines Tages unweigerlich vergehen müssen. Was wäre, wenn sich die Geschichte *wirklich* im Kreis dreht?" Mir kamen seine Worte aus der Vorlesung wieder in den Sinn. „Auf dem Acker des

Universums wirft jemand die Saatkörner aus, weil er irgendwann die Ernte einfahren möchte. Wir tun das genauso, nur in viel kleineren Welten. Auch wir sind Schöpfer. Warum versperren wir uns also der Einsicht, dass es vielleicht gar keinen so großen Unterschied gibt zwischen hier und da draußen. Könnte nicht einfach Gott dahinter stecken?" Andeutungsweise zuckte er die Achseln. „Diese Frage ist zu groß für uns, und sie wird es wahrscheinlich immer bleiben."

Ich hatte ihm aufmerksam gelauscht. „Das hört sich nach dem Standpunkt eines waschechten Agnostikers an."

„Im Gegenteil.", sagte er mit einem Schmunzeln. „Würde es Dich wundern, wenn ich Dir sage, dass ich Mitglied der Foundation Church bin?"

„Davon habe ich noch nie etwas gehört."

„Diese Glaubensgemeinschaft ist ziemlich klein und existiert erst seit einem Jahrhundert. Sie entstand nach den ersten Kontakten mit Außerirdischen. Wir sind überzeugt, dass Gott zu groß ist, um ihn mit Worten definieren zu können. Er ist wie das Xenon–Paradoxon. Man gelangt nie ans Ziel, weil zwischen einem selbst und dem Endpunkt unendlich viele Punkte sind. Und je sicherer man sich ist, Gott definieren zu können, desto weiter entfernt man sich von ihm." Sein Blick war in die Ferne geschweift. „Und das ist für mich immer noch der triftigste Grund dafür, dass Phänomene wie das Große Sterben existieren.", setz-

te er in einem nachdenklichen, schwermütig klingenden Tonfall nach, wie ich ihn bisher nicht bei ihm erlebt hatte.

„*Welcher* Grund, Edward?"

Seine Augen kehrten zu mir zurück. „Dass es einen Punkt gibt, wo das Leben selbst beginnt, überheblich zu werden. Wo es vielleicht nichts anderes verdient hat als niederzugehen und wieder an den Anfang gesetzt zu werden. Das sind die Dämonen der Vergangenheit. Es wundert mich gar nicht, dass überall dort, wo das Große Sterben gewütet hat, früher einmal hoch entwickelte Zivilisationen gelebt haben. So viele Völker es gibt, so viele Götter gibt es. Und ich frage mich hin und wieder, wieso *wir* noch an Gott glauben, während er den Glauben an uns längst verloren hat."

– – –

Man hätte meinen sollen, dass es mir vergönnt sein würde, in der Nacht Ruhe zu finden, wusste ich doch meinen Beschützer direkt neben mir. Doch anstatt dass ich mich entspannte, blieb ich dem Schlaf entrückt. Die ganze Zeit über geisterte mir das Gespräch mit Edward durch den Kopf, vor allem das, was er am Ende gesagt hatte, über das Verdientsein von Untergängen, über Schuld im ursprünglichsten Sinne. Er hatte es nicht so ausgesprochen, sehr wohl aber gemeint. Wann ist ein Volk berechtigt, zu verenden, und wann

darf es gerettet werden? Wer ist der Richter in diesem seltsamen Prozess, und wer gibt ihm die Regeln an die Hand, nach denen das Verfahren abläuft? Welches *sind* die Regeln?

Ich fühlte mich plötzlich wieder nah der Heimat, als wäre ich nie abgeflogen. Die abperlende Schicht, mit der Edward mich bedeckt hatte, währte gerade einmal ein paar Tage. Ich merkte, wie mir die Vergangenheit an den Sohlen klebte. Sie war unter dem Bett, sich erwartungsvoll aufwallend wie ein dunkler Ritter zum letzten Gefecht, und sie steckte hinter meiner Brust und brannte wie Feuer. Was ich auch dagegen unternehmen würde, ich würde sie nicht abschütteln können. Es war aussichtslos. Denn ich merkte, dass sich die grundlegende Frage, um die sich mein Dasein drehte, nicht verändert hatte. Ich hatte lediglich so vielen Verschleppungen Einzug in mein Leben gewährt, dass die jahrelange Ablenkung zur Gewohnheit erwuchs, zu einem künstlichen Hort der Geborgenheit, zu einem falschen Paradies. Und jetzt mochte ich in den Armen eines Erdenmannes schlafen, der weit zu alt für mich war.

Doch die Wahrheit lautete: Ich war auf der Flucht. Nach wie vor. Mein ganzes Leben. Unwiderruflich. Alle Versuche, in die Weite des Alls zu entkommen, waren so vergebliche Mühe, dass es mein Ausgesetztsein und die schiere Vorbestimmtheit, die ihm zugrunde lag, nur noch mehr zutage treten ließ. Nur wusste ich nicht, was zur-

zeit mehr wehtat: Das fatalistische Bewusstsein, dass mein Weg vorgezeichnet war oder die allgemeine Ernüchterung, die mich in einen Nebel der Handlungsarmut hüllte.

Mein Kopf schmerzte. Dumpf dröhnte es von fern, und ich vernahm ein Klingeln, das mit dem Fortgang der Nacht angeschwollen war. Es trieb mich beinahe in den Wahn.

So löste ich mich notgedrungen aus Edwards behutsamer, aber letztlich nicht mehr behütender Umklammerung, ohne ihn zu wecken und tappte ins Badezimmer, wo ich mich einschloss. Ich beugte mich übers Waschbecken. Kaltes Wasser strömte mir in die gewölbten Hände, und ich tauchte mein Gesicht hinein in dem Bemühen, wieder Fassung zu sammeln. Immer wieder bespritzte ich Stirn und Wangen, bis es mir ein wenig besser ging und ich es wagte, mich im Spiegel zu betrachten.

Tiefe Ringe lagen mir unter den geröteten Augen. Die Person, die mich ansah, erschien mir beinahe unwirklich, wie ein Gespenst. Wie etwas, das dabei war, irgendwohin zu gehen oder dorthin gezogen zu werden, wie auch immer, aber zur Hälfte noch in diesem Raum, genau an der Schwelle.

Das Klingeln, die Schmerzen... Mein Körper starb. Ich konnte es spüren, in jeder Faser, in jeder Zelle. Vielleicht würde es bald geschehen, und das Elend nahm ein rasches Ende. Eigentlich musste ich Dankbarkeit empfinden. Meine Er-

krankung hatte mir die Augen geöffnet. Ich sah es deutlich vor mir: Ich war eine Prinzessin in einem gläsernen Schloss, einmal mehr war ich es. Zuerst an der Akademie, dann hier bei Edward. Ich hatte mich in die Heil versprechende Obhut eines neuen falschen Paradieses begeben. Und das wollte ich nicht länger. Auch, wenn mir dieser Mann etwas bedeutete, so gab es keine gemeinsame Zukunft für uns als Mann und Frau, soviel war gewiss. Wenn es etwas gab, dass ich satt hatte, dann vor der Wahrheit davonzulaufen.

Aber die Wahrheit war...

Dass es einen Punkt gibt, wo das Leben selbst beginnt, überheblich zu werden. Edwards Stimme erwachte in meinem Innern zu neuem Leben. *Wo es vielleicht nichts anderes verdient hat als niederzugehen und wieder an den Anfang gesetzt zu werden.*

„Niedergehen. Niedergehen."

In einem kaum greifbaren Moment erblickte ich eine Gestalt hinter mir. Eine Silhouette schob sich in meinem Rücken zur Seite. Aus einem undefinierbaren Schatten ergab sich der pechschwarze Mann, kaustisch grinsend.

Zum ersten Mal manifestierte er sich außerhalb meiner Träume mit der körperlichen Präsenz einer echten Person. Als wäre er real. War er das?

„Niedergehen, Tirishar.", raunte er ein drittes Mal über blasse, kühle Lippen. Die Art, wie er das Wort aussprach, tat mir körperlich weh.

„Nein."

Ich schoss herum und schrie.

Aber als ich mich umgedreht hatte, zitternd und keuchend, mit bebendem Kiefer und die Hände gegen das Waschbecken gedrückt, war niemand mehr zu sehen.

Das sind die Dämonen der Vergangenheit.

Klamme Furcht ergriff Besitz von mir. Ich bibberte wie ein Neugeborenes, kroch zurück zu Edward, in das Nest, das mir so vieles verhieß und mich doch nicht schützen würde vor dem Unvermeidlichen.

Was tat man nicht alles für die Hoffnung, ob man wollte oder nicht.

Nein, ich wollte nicht mehr davonlaufen.

Aber was, wenn die Wahrheit eine so grässliche Fratze besaß, dass mir plötzlich wieder bewusst wurde, wie sehr die Einfachen, die Groben und Ahnungslosen Glück hatten und wie sehr ich vermaledeit war in meiner Haut. Ich konnte weinen, ich konnte zappeln, ich konnte weglaufen, aber der Feind, er steckte in mir.

Kapitel 9

Irgendwann in den frühen Morgenstunden war ich der Müdigkeit anheim gefallen. Ich glitt ab in einen tiefen Schlummer, der sich in einen Traum voller Rätsel ergoss.

In dieser dämmrigen Anwandlung machte ich die Augen auf und merkte, dass ich auf einem Seil balancierte. Überall Dunkelheit, nur von unten drang neonfarbenes Licht; ein unbestimmtes Flackern ohne Quelle. Mir gelang es, das Gleichgewicht zu wahren, und ich realisierte, dass ich in der einen Hand ein Schwert hielt.

Ich betrachtete es und traute meinen Augen nicht. Ich kannte dieses Artefakt. Des Öfteren hatte ich es in der nationalen Ahnengalerie auf Andoria hinter einem sichernden Kraftfeld gesehen. Es handelte sich um jene sagenumwobene Waffe, die dem andorianischen Staatsgründer Thori gehört hatte. Sie ging vor langer Zeit verloren, doch vor einem Jahrhundert holte unser Nationalheld Shran sie aus einer rätselhaften Parallelwelt zurück. Und jetzt wog ich eben dieses Schwert.

In der anderen Hand hielt ich eine *Zletha*–Blume, wunderschön und prächtig erblüht zu

einem Ornament, das die Struktur des andorianischen Staatswappens nachzeichnete.

Und dann blickte ich hinunter, sah durch das unwirkliche Licht wie durch ein sich auftürmendes Wolkenmeer hinab in zwei Welten, welche das Seil voneinander trennte.

Zu meiner Rechten erkannte ich ein Feld voller *Zletha*–Blumen, auf dem kleine andorianische Mädchen in traditionellen Gewändern tollten, ausgelassen und unbeschwert. Wie aus dem Nichts wurden es immer mehr von ihnen. Kinderlachen drang an mich heran, das von Glück und Unschuld kündete.

Und links lagen überall Leichen, es waren andorianische Körper, grauenvoll verstümmelt und in Brocken aus Gliedmaßen und blaublütigem Brei aufgetürmt. Sogleich verstand ich, dass es sich nicht um das Ergebnis eines Kampfes handelte, sondern um nekromanische Perversion, die sich als Kunst verkaufen wollte.

Verstört von dem Anblick, balancierte ich weiter. Dann drang aus der Finsternis, in die sich das Seil vor mir erstreckte, ein Säuseln. Ich verstand es nicht. Ich rief eine Frage hinein in die namenlose Dunkelheit, erhielt jedoch außer meinem eigenen Echo keine Antwort.

Plötzlich wechselte die Szenerie. Ich balancierte nicht länger auf dem Seil, sondern stand im Finsteren. Ich spürte, ich war einer Entität ganz nah, konnte sie atmen hören. Der Abglanz eines Gesichts schälte sich aus der mich umgebenden

Schwärze. Vollkommen weiß, wie aus Stein gehauen. Das Antlitz einer Dryade. Ich konnte nur die graublass funkelnden Augen und ein dünnes Nasenbein ausmachen. Der Blick des Gesichts wanderte von einem fernen Punkt zu mir.

Ich erschrak über die Aufmerksamkeit, wollte mich abwenden, aber es ging nicht. Die grauen Augen waren überall, selbst, wenn ich *meine* Augen schloss. Sie waren in meinem Kopf. Und dann hörte ich eine feine Stimme, die mit verborgenen Lippen sprach: „Du bist Richter und Gerichteter, Tirishar."

– – –

Der Kontrapunkt zweier Schuhabsätze drang in meinen Schlaf ein.

„Camishaa... Camishaa. Wach bitte auf."

Edward hatte so lange und hartnäckig an mir gerüttelt, bis ich zu mir kam. „Was... Was ist los?", fragte ich benommen.

Er stand über mich gebeugt, hastig ein noch nicht zugeknöpftes Hemd um die Schultern geworfen. Aus seiner Expression sprach eine Rastlosigkeit, die mein Bild von seinem schier unerschütterlichen Gemüt erneut infrage stellte. „Hör zu, es ist sehr wichtig, dass Du jetzt verschwindest."

Wenn er etwas erreichte hatte, dann, dass ich wach war. Behäbig richtete ich mich auf und blinzelte gegen die Beleuchtung, die er im

Schlafzimmer aufgeschaltet hatte. „Ich soll *was* tun?"

Während sich unsere Blicke trafen, schwoll das Staccato kleiner, schneller Schritte weiter an.

„Nicht das, was Du denkst.", erwiderte er und wurde noch unruhiger. „Später kannst Du wieder 'rauskommen. Wenn die Luft rein ist."

Ich musterte ihn in einer Mischung aus Konfusion und Argwohn. „Ich versteh' Dich nicht."

„Musst Du auch nicht. Alles, was Du tun musst, ist für ein Weilchen...dort hinein zu steigen." Rasch hatte er sich umgedreht und zeigte nun auf den großen, doppeltürigen Schrank am anderen Ende des Zimmers.

Die Schritte kamen immer näher.

Warum verlangte er etwas derart Absurdes von mir? Wovor hatte er solche Angst? Was ging hier vor sich? Träumte ich immer noch?

Meine Aufregung stieg. „Diese Art von Humor steht Dir nicht.", sagte ich kopfschüttelnd.

Tack, tack, tack...

Da erkannte ich, dass er es todernst meinte. Er erwartete tatsächlich von mir, mich in diesen Schrank zu begeben. „Bitte.", sprach er in fast flehentlichem Tonfall. „Ich schwöre, dass ich Dir alles erkläre, wenn –..."

„*Ed–waard?* Wo *biiist Duuu*?"

Obwohl noch unentschlossen, ließ ich zu, dass er mir aus dem Bett half. Mir fiel auf, dass ich nackt war, als ich mich erhob. Mir fehlte die Erin-

nerung daran, mich entkleidet zu haben. Hatten wir uns wieder geliebt?

Tack, tack, tack...

Mit verzweifeltem Gesichtsausdruck warf Edward mir im hohen Bogen das Trägernachthemd zu, während ich mich dazu zwang, Fragen zurückzustellen, und zum Schrank begab. Eilig trat ich in die kleine Kabine, zog die Tür zu. Einige Sekunden beanspruchte ich, um mir das dünne Gewand überzustreifen.

Dann schaute ich durch die zum Boden zeigenden Türschlitze auf einen Schatten, der wuchs. Jemand betrat das Schlafzimmer.

„Edward. Spielst Du schon wieder Verstecken?" Die Frauenstimme, die erklang, war voller Samtigkeit, mehr Melodie als Vokal.

„Wie Du mich eben so kennst, Cosetta."

„Ich krieg' Dich immer. Das müsstest Du mittlerweile wissen."

„Deshalb steh' ich auch hier vor Dir und nicht in einem Schrank."

Was redete er da nur?

„Frühzeitig die weiße Fahne geschwenkt. Bin ich etwa *so* furchteinflößend?"

„Die Geißel meiner Albträume."

„Braver Junge. Und jetzt... Wie wär's mit 'nem frisch gebrühten Kaffee? Bei diesem elendigen Synthetisiererzeug hab' ich allmählich den Eindruck, ich würde Kühlmittel schlucken."

„Gerne. Und dann noch ein ktarianisches Ei dazu?"

„Zwei."

„Frühstück kommt sofort. Nach *Ihnen*, Madame."

Ich hörte, wie ein paar Sätze Richtung Ausgang unternommen wurden, ehe die Schatten wieder verharrten.

„Wie sieht denn Dein Bett aus?"

„Bin heute Morgen schwer in die Gänge gekommen."

Mein Herz schlug schneller.

„Hast Du etwa wieder die Nacht durchgemacht? Ich werd's wohl nie verstehen, was für eine Befriedigung Du aus diesem Herumwühlen im Kompost der Geschichte ziehst."

„Jedem das Seine."

„Du bist ein verdammter Schöngeist, weißt Du das eigentlich? Na komm schon, mir knurrt der Magen."

Ich hörte, wie die Tür zugezogen wurde. Langsam verschnaufte ich.

Da trat wieder jemand ein.

„Eine Sekunde. Riechst Du das auch?"

„Riechen? Was denn?"

„Es riecht hier nicht so wie sonst. Ich hab's gleich beim Reinkommen bemerkt."

„Ähm... Muss der Muff sein. Ich hab' die Lüftung vergessen, anzuschalten."

„Witzbold. Was verheimlichst Du vor mir?"

„Ich bin ein offenes Buch."

„So offen wie Deine archäologischen Verschwörungsbücher? Das reicht mir nicht. Wie Du

willst. Dann werde ich der Sache selbst auf den Grund gehen müssen."

Ich biss die Zähne zusammen. Vor mir tappten wieder Schritte, diesmal langsam und von sondierender Aufmerksamkeit kündend.

„Cosetta, das ist nicht –..."

„Ich will kein Wort mehr hören."

Nach einer halben Minute wurde es still. Ich konnte keinen Schattenwurf mehr durch die Schlitze der Schranktür ausmachen, auch keinen Atem oder ein anderes Geräusch. Nach einer Weile nahm ich an, Edward und die eigenartige Besucherin hätten das Schlafzimmer durch den anderen Ausgang wieder verlassen.

Ich sollte mich irren.

Die Schranktür schwang zur Seite, und ich stieß einen hohen Schrei aus, wie am Spieß.

Doch es war kein Scheusal, das mein Versteck hatte auffliegen lassen. Die Frau, der ich mich nun gegenüber sah, war ein Engel. Strahlend weiß selbst in den Augen.

Ich verstand sofort. Sie war blind.

Edward erschien in meinem Augenwinkel. „Tja, darf ich vorstellen: Das ist Camishaa."

– – –

Je länger ich mich mit der Person befasst hatte, die Edward Johnson zu sein schien, desto mehr wurde mir offenbar, dass ihm etwas Entscheidendes fehlte. Er kleidete sich in das Gewand

eines empirischen Forschers, unterrichtete sogar erfolgreich als Gastdozent an der Akademie der Sternenflotte. Er hantierte mit Grafiken, Diagrammen, mit astronomischen Zahlen und thematisierte Dinge wie die Entropie des Universums. Und trotzdem brach regelmäßig etwas durch seine Fassade, das ihn zu anderen Wissenschaftlern auf Abstand hielt.

Ein wertvoller Denker auf der Erde soll die Aussage getätigt haben, aller Zweck von Wissenschaft sei die unablässige Flucht vor dem Staunen. Ich finde das einen interessanten Gedanken. Wir Föderationsbürger sind allenthalben umgeben von diesem emotionalen Rückzug. Die Wissenschaft hat Namen und ausdrucksstarke Bilder gefunden für das, was in uns am Werke ist, so wie sie Namen und Bilder gefunden hat für die Liebe und das All. Für sie funktioniert nichts ohne Ursache und Wirkung, für sie ist nichts zeitlos. Sie denkt in Schubladen und Kategorien, sie versenkt den Blick in Schaubilder und Algorithmen. Ihre Macht heißt Kontrolle. Sie tut alles, um dem Wunder zuvorzukommen. Sie hat ein Dogma des Rationalen eröffnet, ein scharf schneidendes Messer gegen alle, die noch so leise Widerrede leisten oder an die Chance einer Alternative glauben wollen.

Aber Edward war nur scheinbar einer von diesem Schlag. In Wahrheit knickte er ein vor der Figur, die er mimte. Ich hatte es in seinen Blicken gelesen und in seinen Worten. Ich hatte es ge-

merkt, als wir miteinander schliefen; wie sehr er insgeheim danach lechzte, sich aus dem Korsett eines Gralshüters der gezügelten Sacherkenntnis zu lösen. Er *war* kein Gelehrter – er war ein Lernender. Er war bei dem Versuch auf der Strecke geblieben, sich mit den Methoden der Wissenschaft, mit Flitter, mit Scanner und Skalpell die Sinne für das Wunder zu verstopfen.

Und ein Grund für sein Scheitern mochte Cosetta deRoos sein.

Die Frau, die ihn unangekündigt besucht hatte, entpuppte sich als die Überraschung des Tages. Sie war seine zwanzig Jahre jüngere Halbschwester. Edward sagte mir später, sie beide besäßen denselben Vater, aber unterschiedliche Mütter. Cosetta, selbst Kommunikationsoffizier auf der bereits erwähnten *U.S.S. Ulysses*, kehre nur unregelmäßig bei ihm ein; nicht selten, um ihrer Vorliebe nachzukommen, irgendeine neue, hochautomatisierte Haushaltsapparatur einzuführen, weil sie Ordnung, Sauberkeit und Effizienz liebe. Noch mehr aber schien sie die Angewohnheit zu lieben, Edwards Konzept von Häuslichkeit etwas entgegenzusetzen, woraufhin er sich jedes Mal füge. Nur gegen die Vorstellung, eines Tages eine Armada von Koch– und Putzrobotern kommandieren zu müssen, wehre er sich eisern.

Trotz ihrer zuweilen etwas herrischen Ader würden sie sich sehr viel bedeuten, obwohl sie erst relativ spät Sympathien füreinander entwi-

ckelt hätten. Längst wisse er mit Cosettas natürlicher Neigung umzugehen, immer das Beste für ihn herausschlagen zu wollen wie im Grunde eine ältere Schwester oder eine Mutter, und eine andere Frau konnte aus ihrer Sicht nie gut genug für ihn sein. Sie habe ihm in der Vergangenheit so manches seiner Rendezvous vergrault, weil sie sich zu einer beleidigenden Bemerkung oder gar einem ihrer berüchtigten Gesinnungstests hinreißen ließ. Eben das habe er mir ersparen wollen und gedachte, Cosetta langsam an mich heranzuführen.

Das hatte mir gerade noch gefehlt: eine Halbschwester, die es offenbar liebte, ihre Nase in anderer Leute Angelegenheit hineinzustecken und obendrein an Bord der *Ulysses* für die Sternenflotte arbeitete – im Rang eines vollwertigen Senior–Lieutenants.

Edward versicherte mir zwar, Cosetta werde unser Verhältnis in jedem Fall vertraulich behandeln, aber innerlich kam ich erst einmal nicht mehr zur Ruhe. Das lag nicht so sehr am Schock in der Frühe wie an der Erscheinung dieser Frau, die einen unweigerlich in ihren Bann zog.

Sie war von einer elfenhaften Zierlichkeit, ihre Haut ohne ein einziges Muttermahl blass wie Porzellan und ihre Lippen im Kontrast blutrot. Das zu einem Dutt hochgesteckte Haar hatte die Farbe von Ebenholz. Wenn sie ging, war es, als ob ein weicher Wind ein losgerissenes Blütenblatt durchs Zimmer wehte. Nicht nur von der

Statur wirkte sie zart; als bloße Natur schien sie so zerbrechlich, dass ich sie mir als jemanden ausmalte, der oft Schmerzen haben musste, diese Verletzlichkeit ihr aber gleichzeitig einen besonderen, raffinierten Zauber verlieh. Man konnte ein solches Wesen doch nicht ans Herz drücken, ohne dass es wehtat. Das alles war gleichsam nur der Hintergrund, vor dem ich Cosetta deRoos kennen lernte.

Ihre von Geburt an währende Blindheit war das eigentliche Phänomen, das sie komplettierte. Die baren Augäpfel ohne Iris oder Pupille schienen diesen Körper erst ausgerichtet, nach sich geformt zu haben. Ich erfuhr von Edward, dass Cosetta sich seit ihrer Kindheit einem operativen Eingriff zur Anzapfung ihres verkümmerten Sehnervs hartnäckig verweigerte. Sie habe immer betont, ihre Blindheit sei ein getreuer Ausdruck ihrer selbst. Fortan sprach sie nie jemand wieder auf die Aussicht einer artifiziellen Wiederherstellung ihres Augenlichts an.

Und das war auch nicht nötig. Denn kurz darauf fanden ihre Eltern heraus, dass etwas nicht normal an ihr war. Cosetta begann, wunderschöne Bilder zu zeichnen, aber auch sehr traurige. Von weinenden Menschen, die einsam aus trüben Fenstern in die Welt hinausblickten oder in düsteren Gassen fremder, feindseliger Städte irrten. Menschen, die sie nie leibhaftig zu Gesicht bekommen hatte, die zwangsläufig nur in ihrer Fantasie existieren konnten. Aber der Strich, wel-

chen sie an den Tag legte, zeugte vom Talent eines künstlerischen Realisten, gestochen, klar, gewillt.

Niemand wusste, woher sie diese übernatürliche Begabung bezog, es war an manchem Tag beinahe unheimlich, sagte Edward mir. Die Ärzte, die ihre Eltern im Laufe der Zeit aufgesucht hatten, konnten sich das Wunder nur so erklären, dass Cosetta früher ausführlich Gesichter und Körper gelesen haben musste und dass ihr Tastsinn ein Bild in ihrem Kopf hatte entstehen lassen, das sie mit seltenstem Können zu Papier brachte. Wenn dem so gewesen sein mochte, dann hatte niemand etwas vom Studium des Mädchens mitbekommen, das stets eine Einzelgängerin gewesen und aufgrund ihres zuweilen exzentrischen Verhaltens von ihren Mitschülern eher gemieden worden war.

Normalerweise, auch wenn sie im Dienst oder außerhalb des Hauses war, trug Cosetta eine schmale Augenbinde. Nach ihrer eigenen Aussage nicht, um andere nicht zu erschrecken, sondern um selbst nicht zu erschrecken. Ein leeres Auge könne in ein leeres Herz blicken.

Nein, Edward Johnson *war* kein Wissenschaftler im klassischen Sinne. Und erst, als ich Cosetta deRoos begegnete, wusste ich, warum.

Kapitel 10

Die Wolken hingen tief am Himmel über Katalonien, und dicke, aller Schwere bare Regentropfen schmachteten die Straßen, raubten ihnen das übliche frivole Leben der Sommerzeit. Noch dämmerten die Straßen matt in Dunst und Morgentau dahin, als ich sie durchschritt. Flirrend zeichneten die Straßenlaternen der Ramblas eine diesige Allee, während Barcelona sich reckte und streckte und ihr blasses Nachtgewand ablegte.

Bei einem Platz angekommen, der die Bezeichnung Calle Arco del Teatro trug, machte ich wieder Edwards Silhouette aus, blieb außer Sicht, bevor ich ihm in einiger Entfernung unauffällig in den blauen Dunst des Ravalviertels folgte. Es war ein enger Weg, eine Scharte als Straße, bis sich der Abglanz der Ramblas hinter mir verlor. In schrägen Quäntchen sickerte das helle Morgenlicht von Balkonen und Karniesen bis knapp über den Boden.

Ich presste mich gegen eine Einbuchtung an der leicht schiefen Hauswand, als ich im Halbtransparent einer Nebelschwade Edward sich abzeichnen sah. Er war nicht mehr weitergegangen, hatte sein Ziel wohl erreicht. Vor einem von Zeit und Feuchtigkeit schwarz gewordenen

Portal war er stehen geblieben und drückte nun den Knopf einer Klingel.

„Ja?“, erklang die Stimme einer Frau.

„Ich bin es. Ich bin es nur.“

Sekunden später wurde ihm geöffnet. Edward verschwand in einem riesigen, von Zwielicht gesäumten Treppenhaus, ehe die riesige Tür mit einem Quietschen wieder ins Schloss schnappte.

Ich stand da und ließ mich tränken vom Regen, der sich anschickte, zur Sintflut zu werden.

– – –

Mithilfe des globalen Transporternetzwerks und im Zuge einer kürzeren Shuttletaxifahrt von New Berlin nach Muncie Town kehrte ich am frühen Nachmittag wieder im Penthouse ein. Meine Kleidung war inzwischen getrocknet, und ich schlurfte auf geradem Weg ins Wohnzimmer. In der Vitrine fand ich jene kristallene Karaffe, aus der er mir bei unserer zweiten Begegnung eingeschenkt hatte. Inzwischen war sie anstelle des süßen Weins mit einer neuen Flüssigkeit gefüllt. Ich hob den Deckel ab und schnupperte. Das Zeug wies verdächtige Ähnlichkeit mit Whisky auf. Nicht so gut wie andorianisches Ale, entschied ich, aber immer noch gut genug für mich. Ich machte mir ein Glas voll und begab mich, die Karaffe vorsorglich in der anderen Hand, zur Küche.

Im Türrahmen blieb ich abrupt stehen.

In einigen Metern Entfernung saß Cosetta am Esstisch und fertigte eine Zeichnung an. Seelenruhig und doch konzentriert fuhr sie mit dem Bleistift über das Papier, abwechselnd Linien ziehend wie kolorierend.

Sie war geblieben. Nachdem wir gemeinsam zu Abend gegessen hatten, war ich nicht sicher, ob sie am nächsten Morgen auf die *Ulysses* zurückkehren würde. Möglicherweise hatte sie sich einen Tag frei genommen oder ohnehin Urlaub, ich wusste es nicht. Ich war nicht mehr dazu gekommen, Edward eine entsprechende Frage zu stellen.

Nach wie vor verharrte ich, darauf spekulierend, dass sie mich bei ihrer Beschäftigung womöglich nicht gehört hatte und ob ich nicht auf leisen Sohlen wieder umkehren sollte. Seit sie mich aus diesem Schrank holte, hatten wir nicht gerade viele Worte miteinander gewechselt. Gestern hatte sie fast die ganze Zeit mit Edward gesprochen, indes ich mich aufs Zuhören beschränken durfte. Ein wenig hatte ich mich wie die dritte Warpgondel am Primärrumpf gefühlt. Zumindest war sie nicht ausfallend mir gegenüber aufgetreten, und da ich vorgewarnt worden war, war das nicht der schlechteste aller Verläufe.

Trotzdem bedeutete das nicht, dass ich nun Narrenfreiheit besaß. Edward war nicht mehr bei mir, um dazwischen zu gehen, falls Cosetta es

sich anders überlegen sollte. Aber ich hätte ihn jetzt ohnehin nicht hier haben wollen.

„Ich beiße nicht. Kommen Sie doch herein und setzen sich."

Aus ihrer Stimme las ich, dass sie schon von meiner Anwesenheit gewusst hatte, als ich die Wohnung betrat. Meine Annahme war dumm gewesen. Jemand, der auf einen seiner fünf Sinne verzichten musste, kompensierte das, indem die übrigen vier umso geschärfter waren. Ich geriet unter Zugzwang: Ein Zeichen von Schwäche wäre an dieser Stelle vielleicht genau das Falsche gewesen, also überwand ich mein Unbehagen und machte einen unbeholfenen Satz nach vorn. Der erste Schritt war der schwerste, und dann ging ich weiter, bis ich mich auf der anderen Seite des Tisches niederließ.

Der Chronometer über der Küchenzeile schlug zur vollen Stunde.

Eine Weile trank ich schweigend und warf einen Blick auf Cosettas Anfertigung. Sie bot eine Frau im Profil dar, mit sehr filigranen, blutarmen Zügen, hohen Wangenknochen und großen Rehaugen, ihr selbst keineswegs unähnlich. Auf ihrem Gesicht trocknete Feuchtigkeit, während die Augen ein mattes Licht zurückwarfen, vielleicht das einer Straßenlaterne.

Edward hatte nicht die Unwahrheit gesprochen. Was er mir erzählt hatte, schien allerdings der Hingabe zu entbehren, mit der seine blinde Halbschwester ihrer Kunst eine besonders le-

bensechte, schöpferische Melancholie einhauchte. Ich blickte auf ein Bild, das Ausweglosigkeit präsentierte, aber eben darin die eigene Schönheit, Erfüllung, ja Perfektion fand.

Cosetta unterbrach sich für einen Augenblick und ließ ihre Rechte zum Schoß wandern. Hinter der Tischplatte zog sie ein gebundenes Buch hervor.

„Würde es Ihnen vielleicht etwas ausmachen, mir vorzulesen? Keine Sorge, es geht nur um den ersten Absatz. Der Rest des Romans hat mir nie gefallen, nur der Anfang."

Ich nahm den kleinen Einband behutsam entgegen, öffnete ihn, um den Anfang des Textes zu suchen. Dann begann ich, ohne zu wissen, was auf mich zukam, zu lesen.

„In der Schule habe ich gelernt, dass wir alle so sind, wie Gott uns gemeint hat und dass man sich das in dunkler Stunde immer zu vergegenwärtigen habe. Nun, es ist ein frommer Mann aus mir geworden, ein guter Bürger, völlig durchschnittlich, völlig unauffällig. Ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen und stets nach den Gesetzen meines Staates gelebt. Ich habe mich auch immer von dem Gesocks ferngehalten. Aber dann schlug ich heute Morgen die Zeitung auf und las von einem Mann, der bei einem Unfall seinen rechten Arm verloren hatte. Der Besagte hatte darauf bestanden, ihn auf einem Friedhof zu begraben. Seinen Arm. Aber im Krematorium weigerte man sich, ihm die Asche

herauszugeben. Der Artikel endete mit einem reißerischen Spruch, bei dem der Verunfallte das Nachsehen hatte. Aber ich saß noch den restlichen Vormittag in jenem Gewohnheitssessel der Gewissheiten, aus dem ich immer meine morgendliche Lektüre studiert, mit so viel Abgeklärtheit in die Welt hinausgeblickt hatte, und musste mir plötzlich eine Frage stellen, von der ich nie geglaubt hätte, dass sie sich eines Tages durch meine Hirnwindungen fressen würde. Mit welchem Recht hatte der Artikel so geendet? Von welchem Moment an genau hört ein Mensch auf, die Person zu sein, die er zu sein glaubt? Man schneidet mir einen Arm ab. Ich sage: ‚Ich und mein Arm'. Dann schneiden sie mir den Arm ab, und ich sage: ‚Das bin ich und meine beiden Arme'. Und dann schneiden sie mir den Magen heraus und beide Nieren. Nehmen wir einmal an, dass das möglich ist. Ich sage: ‚Ich und meine Eingeweide'. Und dann schneiden sie mir den Kopf ab. Und was sage ich dann? ‚Mein Kopf und ich' oder ‚mein Körper und ich'? Mit welchem Recht bildet sich mein Kopf ein, er wäre ich?"

Der Absatz war dankenswerterweise an sein Ende gelangt. Zuletzt war mir mit jeder Zeile das Aussprechen der Worte schwerer gefallen. Hatte sie mir wehtun wollen, indem ich ihr so etwas Grässliches vorlesen musste? Bereitete ihr das etwa Vergnügen?

„Sie haben eine angenehme Stimme, das muss ich Ihnen lassen."

„Danke." Ich legte das Buch zur Seite.

„Sie haben auch einen Hang zum Schnüffeln. Denken Sie nicht, ich hätte nicht gemerkt, dass sie ihm hinterher gespürt haben."

Ich vernahm, wie mir das Blut in den Kopf schoss. „Wem?..." Ich seufzte leise. „Das hab' ich."

„Und, fühlen Sie sich jetzt besser?"

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Zumal schien sie meine Antwort mit ihrer Frage ohnehin vorwegzunehmen.

Cosetta legte ihren Stift zur Seite und lehnte sich ein Stück weit vor. „Hören Sie, es ist nicht meine Aufgabe, hier irgendwelche Antifraternisierungsstandpauken nach Sternenflotten–Protokoll auszuspucken, Sie müssen also keine Angst haben."

Der Verkrampfungsknoten in meinem Nacken löste sich ein wenig.

„Lassen Sie mich Ihnen nur eine Frage stellen: Was versprechen Sie sich von diesem Mann?"

„Was versprechen Sie sich von Ihren Zeichnungen?", entgegnete ich.

Hätte sie Pupillen besessen, wäre jetzt der Moment gewesen, da sie mich tief gemustert hätte. Stattdessen spiegelte ich mich in einem mondsteinfarbenen Weiß. „Das habe ich noch nicht herausgefunden." Ihre Antwort ließ mich zunächst hoffen. „Aber ich weiß, dass meine Zeichnungen für *mich* da sind. Sie gehören mir, mir

alleine. Mit Edward wird Ihnen das nie so gehen."

„Warum nicht?"

„Camishaa, nicht wahr?"

„Ja."

„Sie scheinen ein wirklich nettes Mädchen zu sein, und ich möchte Sie bestimmt nicht enttäuschen. Aber dieser Mann – Edward – *kann* Sie nicht lieben. Er mag es mir krumm nehmen, dass ich mich so oft in seine Romanzen eingemischt habe. Aber das geschah zum Besten für *beide* Seiten, wissen Sie? Das Leben hat ihn bereits gebunden, und daran werden Sie genauso wenig etwas ändern können wie ich."

– – –

Edward blieb noch bis zum Abend fort. Das bedeutete, dass ich viele Stunden zur Verfügung hatte, in denen ich entweder grübelnd meine Gedanken immer größere Kreise ziehen lassen oder mich sinnvoll beschäftigen konnte. In der Bibliothek fand ich die nötige Mischung aus Ablenkung und Ruhe, als ich beschloss, in der Sammlung alter Wälzer ein wenig zu stöbern.

Nachdem ich die überhohen Regale auf beiden Ebenen eingehend abgeklappert hatte, fand ich heraus, dass die gepflegte und gut sortierte Kollektion auch eine Auswahl von Texten aus der Feder Franz Kafkas beinhaltete. Seit ich, einige Wochen nach meiner Ankunft auf der Erde, ei-

nen Ausflug in mehrere europäische Großstädte, darunter Prag, unternommen hatte, war ich auf den Autor aufmerksam geworden. Ich hatte gehört, einige hielten ihn für verrückt und einen von Komplexen gegenüber dem eigenen Vater verschlungenen Mann, was ihm die schmähende Bezeichnung vom ewigen Sohn eingebracht hatte. Andere hielten ihn für schlichtweg genial, für visionär und für jemanden, der wie nur ganz Wenige hinter die Fassade der Welt blicken konnte und dort ein namenloses Grauen erblickte, das uns alle in Atem hält. Bis heute konnte ich dazu herzlich wenig Stellung nehmen. Abseits des Überfliegens einiger seiner Kurzgeschichten und Tagebucheinträge hatte ich mir niemals die Mühe gemacht, in seine Schriften einzutauchen. Gleichwohl hatte mich seine befremdende Sprache von Anfang an fasziniert.

Schließlich griff ich ein Buch heraus und setzte mich an den Lesetisch. Obwohl es eigentlich kaum Gewicht hatte, wog mir Edwards Amulett schwer wie Blei um den Hals – wie die Last meiner Irrtümer –, und ich legte es vor mir ab, unwissend, was ich jetzt damit anfangen sollte. Ich wandte mich wieder dem Buch zu. ‚Fabeln und Parabeln' stand darauf geschrieben. Willkürlich schlug ich eine Seite auf...

"Ach", sagte die Maus, "die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe." – "Du musst nur die Laufrichtung ändern", sagte die Katze und fraß sie.

Tirishar...

Tirishar...

Ich fuhr hoch.

Da war eine Stimme gewesen. Jetzt fiel es mir wieder ein. Dieselbe fragile Stimme, die ich zu hören glaubte, als Edward mir die Kette mit dem Stein geschenkt hatte.

Mein Blick senkte sich hinab auf das Amulett.

Tirishar...

Tirishar...

Formen und Farben verschwammen vor meinen Augen. Etwas drückte mich herunter. Grelle blendete mich.

Wie durch einen dunklen Spiegel schaute ich in eine fremde Welt. Getaucht in kaltes, korallenfarbenes Licht, schwebte ich über einer Wüste aus Eis, die sich erstreckte, so weit das Auge reichte. Doch mittendrin existierte etwas Urgewaltiges, gelegen in einer Oase. Zuerst fiel mir

das Geweih aus Dutzenden dicker, laubfreier Äste auf, jeder von solchen Ausmaßen wie ein Haus.

Es war ein Baum von unglaublicher Größe, der einsam, gleich einem Monolithen, in der erfrorenen Einöde aufragte. Im Umkreis von einigen hundert Metern um das floratische Geschöpf, bis zur Grenze, an die die Wurzeln reichten, war keine Spur von Eis. Stattdessen grüner, fruchtbarer Boden, gespickt mit Wiesen und Feldern.

Tirishar...

Tirishar...

Etwas zog mich. Zog mich hinauf.

Der Baum schmolz zu einem kleinen Punkt, bis er hinter dicken, dichten Wolkenbändern verschwunden war. Bald sah ich den planetaren Terminator, der Tag und Nacht schied, und ich realisierte, dass ich im freien Weltraum trieb, im Fokus eine Welt, die größtenteils mit Meeren überzogen war, deren wenige Landmasse oft unwirtlich und trostlos erschien, manchmal erfroren und erstarrt.

Zwei Sterne lagen vor mir. Etwas brannte mir im Rücken.

Ich wandte mich um.

Und blickte einem riesigen Auge entgegen, das mich aus einem seltsamen, blauen Nebel hinaus anstarrte.

Ich fand mich wieder in der Bibliothek, in die Knie gesunken. Schweiß perlte mir von der Stirn.

Mit bebender Brust starrte ich zum Amulett.

Verlor ich jetzt endgültig den Verstand?

– – –

Das Bild vom fremdartigen Baum wollte mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Aber es verlor schnell an Gestalt vor dem geistigen Auge meiner bemühten Erinnerung. Das Filigrane der meisten Dinge verschwand, rann wie Sand zwischen meinen Fingern davon, schier ungreifbar und wirr.

Aber dieses Auge im All...

Ich dachte an Cosetta. Sie malte doch auch letztlich nichts anderes als ihre Hirngespinste und Vorstellungen. Sie ließ ihrer Fantasie freien Lauf, unwissend, was dabei herauskam. Der Weg war das Ziel; vielleicht konnte eine blinde Frau nur mit dieser Einstellung Derartiges zustande bringen.

Ich hatte Zeit – und konnte an nichts anderes mehr denken.

Also begab ich mich in den Turm mit Edwards Arbeitszimmer, suchte mir dort einen Schreibblock und tat das, was ich wahrscheinlich schon viel früher hätte tun sollen...

– – –

Edward kehrte erst am Abend zurück.

„Wo bist Du gewesen?“, heuchelte ich Unwissenheit.

„Hast Du das Memo nicht gelesen?“ Er verwies auf eine Transmission, die er für mich am Kommunikationsterminal im Wohnzimmer hinterlassen habe.

Ich schüttelte den Kopf. „Tut mir Leid.“

Das Memo hatte ich sehr wohl gelesen. Doch jetzt in seinen Augen keine Spur mehr von der Wahrheit.

Es stand fest: Er log, er log mich an. Und irgendwie war es wie mit dem ersten gelben Blatt einer neuen Jahreszeit, das den Sommer leise verriet: Die erste Lüge war die schlimmste, die anderen waren nicht mehr so wichtig, waren nur noch Ausfluss.

Die endenden Stunden des Tages verbrachten wir im Anschluss an das Abendessen zu dritt in der Nähe des Kamins. Ich saß auf einem großen Wollteppich unmittelbar vor dem Feuer, umschloss beide Beine und genoss die Wärme, beobachtete, wie das Holz leise vor sich hinknisterte, wie die Flammen es zersetzen, so unwiderruflich wie man der Zeit befehlen konnte, stillzustehen.

„Ich bin ab morgen wieder auf der *Ulysses*.“, sagte Cosetta aus ihrem Sessel. „Was ist mit Dir?“

„Habt Ihr etwa ’was vor?“, fragte Edward.

„Nein, aber Du könntest Dein Labor mal wieder aufräumen. Zhukov sagt, da herrscht ein Saustall.“

„Ach, Papier ist geduldig.“

„Aber nicht unser Captain. Außerdem wird Dir Jilana wieder ´ne Predigt halten."

„Was hat die denn in meinem *Labor* verloren, sag mal?"

„Ihrer zweiten Berufung nachgehen, was sonst."

„Für Dich will ich hoffen, dass Du sie davon abgehalten hast."

„Du hattest tatsächlich Glück. Bevor ich herkam, hab´ ich Miller gebeten, ein neues elektronisches Schloss zu installieren. Vorausgesetzt, Jilana hat es in der Zwischenzeit nicht geknackt, müsste all Dein Kram noch an seinem Platz sein."

„Dann sieh morgen mal nach dem Rechten. Ich werd´ die Tage mit Camishaa vorbeischauen."

Beim letzten Satz horchte ich auf. Edward hatte Cosetta beim Abendessen eingeweiht in sein Vorhaben, mich auf die *Ulysses* zu bringen und wohl auch schon ihrem Captain eine ankündigende Nachricht zukommen lassen. Sie hatte es mit erstaunlicher Gelassenheit quittiert. Cosetta schien mich tatsächlich zu mögen. Aber anstatt Erleichterung ob ihrer milden Reaktion zu empfinden, keimten grausame Zweifel in mir.

Trotzdem sagte ich nichts, ließ alles über mich ergehen. Ich wusste ohnehin nicht mehr, welcher Weg der meine war. Ich hatte aufgegeben.

„Ich geb´ Zhukov Bescheid, schon mal das Dekontaminationsprotokoll herauszukramen." Sie kicherte leise. „Und ich hau mich jetzt aufs Ohr. Gute Nacht allerseits."

Edward und ich blieben allein.

„Ich hoffe, es ist nichts vorgefallen."

„Wir haben uns gut verstanden.", versicherte ich, ohne mich vom Anblick der Glut abzuwenden.

„Da bin ich beruhigt."

Eine Minute verstrich, und mir fiel auf, dass ich immer noch das Amulett in der Hand hielt, fest umschlossen. Wieder betrachtete ich es. „Darf ich Dich etwas fragen?"

„Klar."

„Du hast mir nichts über dieses Medaillon erzählt. Was hat es damit auf sich?"

Edward ließ einen Moment verstreichen, ehe er die Achseln zuckte. „Um ehrlich zu sein: Ich habe keine Ahnung. Vor ein paar Jahren habe ich das Amulett einem Yridianer abgekauft. Damals breitete er mir eine ganze Geschichte darüber aus; von seinem Alter und wer es im Laufe von Jahrhunderten alles getragen hätte. Aber ich konnte dafür nie einen Beweis finden. Je mehr Zeit vergangen ist, desto mehr zweifle ich an den Worten des Händlers. Yridianer sind immerhin ausgewiesene Lügner." Er genehmigte sich eine Pause. „Daher kann ich nur sagen, was ich auch damals gedacht habe. Es gefällt mir. Und im Übrigen finde ich, dass es zu Dir passt."

Ich hatte nicht direkt das Gefühl, mit dieser Antwort abgespeist worden zu sein, aber viel weiter war ich jetzt auch nicht.

Edwards Aufmerksamkeit verlagerte sich. „Na so was. Du hast gezeichnet, seh' ich."

Ich wandte mich um. Er hielt das entsprechende Papier in der Hand, das ich zuletzt in seinem Arbeitszimmer hatte liegen lassen, nachdem mich wieder eine Attacke von Kopfschmerzen und Übelkeit übermannt hatte.

„Ich habe es versucht.", sagte ich leise.

„Was stellt es dar?" Mit fragendem Gesicht drehte Edward die Malerei zu mir; eine einzige Verstörung, eine in verwirbeltem Blau und Violett sowie dazwischen flackernden Orange– und Rottönen erstickende Spirale, aus der heraus etwas oder jemand einen zu beobachten schien.

Ich hob die Schultern. „Keine Ahnung."

Edward betrachtete meine Anfertigung wieder. Für ein paar Sekunden legte sich ein Schatten über sein Gesicht; er mied meinen Blick. Eine Laus schien ihm über die Leber gelaufen.

„Na ja, sieht jedenfalls sehr interessant aus. Du solltest Dich wirklich mit Cosetta zusammentun." Er ächzte ein Lachen, das so falsch war wie sie sich entpuppt hatten, meine trügerischen Hoffnungen.

– – –

Auch in dieser Nacht tat ich kein Auge zu, das hatte ich vorausgesehen. Edward ging es allerdings genauso, und ich war vermutlich sehr fahrlässig, aber eben auch dankbar darüber. Als wir

uns zu küssen begannen, verschwendete ich keinen Gedanken mehr daran, welche Anderen er außer mir haben mochte, keine Gedanken *überhaupt*, darüber war ich hinaus. Ich wollte ihn einfach, ich wollte ihn so sehr, um etwas zu haben, das mir die Sinne verstopfte, mich solange am Denken hinderte, bis es alles hinter mir lag, mein grausames Exil namens Leben.

Selbst das Hämmern hinter meinen Schläfen erfüllte mich nicht mehr mit derselben peinvollen Agonie wie sonst, als wir uns einander hingaben. Ich war nur noch an seinem Körper interessiert. Edward hielt mich nicht davon ab.

Meine Augen waren halb offen. Innerhalb einer Sekunde – mehr Zeit verging nicht – sah ich, wie Edwards Haar verschwand, und meine Finger berührten einen kahlen Kopf.

Sofort wich ich zurück.

Der schwarze Andorianer. Er hatte mich bis ins Bett verfolgt; es gab kein Entkommen mehr. Wo Edward eben noch gewesen war, lächelte er nun auf mich herab.

Ich presste beide Hände gegen seine Brust, die hart war wie Stahl. Ich versuchte, mich von ihm fortzuschieben, aber er hielt mich fest.

„Ich sehe Dich. Ich sehe Dich."

„Nein.", brachte ich hervor.

Er streckte eine zitternde Hand aus – die Hand eines Fremden – und berührte mich an der Wange. Gewölbte Finger strichen mir über die Haut, eiskalt. Ich schauderte voller Abscheu.

„Ich sehe Dich, Tirishar. Keine Schuld ist vergessen."

Sein Mund berührte mich am Hals; angewidert neigte ich den Kopf zur Seite. Ich erstarrte und fühlte mich von Grauen erfasst, als Klauen in der monströsen Parodie einer Liebkosung über meine Haut strichen.

Und in meine Flanken stießen.

„Es ist passiert, und es wird wieder passieren, immer und immer wieder."

„*Nein!*", schrie ich.

„Camishaa!"

Es war Edwards Stimme, sein Körper. Er wirkte verwirrt und besorgt. Ein oder zwei Sekunden lang starrte ich ihn an, schweißüberströmt.

Dann schmiegte ich mich an ihn und fand Trost in seiner Umarmung.

– – –

Zu jener Stunde, wo sich Nacht und neuer Morgen begegneten, setzte mir Edward in der Küche eine heiße Schokolade vor. Sie war selbst gemacht und schmeckte nicht so gut wie in meiner Erinnerung. Ich trank sie dennoch.

„Was plagt Dich?"

„Was meinst Du?"

Widerstreben zeigte sich in seinen Augen. „Schenk mir reinen Wein ein."

„Das tue ich."

„Nein. Seit wir uns kennen, stimmt etwas nicht mit Dir. Du schläfst nicht. Du hast Probleme."

Ich befeuchtete die Lippen, ließ mehrere Sekunden verstreichen, den Blick gesenkt. „Was weißt *Du* schon von meinen Problemen?"

Er wartete eine Minute, aber nichts geschah. Ich schwieg. „Wenn Du meinst, dass ich die Wahrheit nicht verdient habe..."

„Meinetwegen." Ich wusste nicht, was mich ritt. „Aber kein Wort zu Cosetta oder jemand anderem. Ist das klar? Ich möchte, dass Du es versprichst, Edward."

Er nickte sehr ernst. „Ich verspreche es Dir."

„Als Du sagtest... Als Du sagtest, dass Andorianer hier nicht oft anzutreffen sind, hattest Du Recht. Ich sollte es eigentlich auch nicht sein."

„Was redest Du da?", fragte er mit zusammengekniffenen Brauen.

„Die Sternenflotte. Ich war nur dort, weil ich weg wollte."

„Weg von Andoria?"

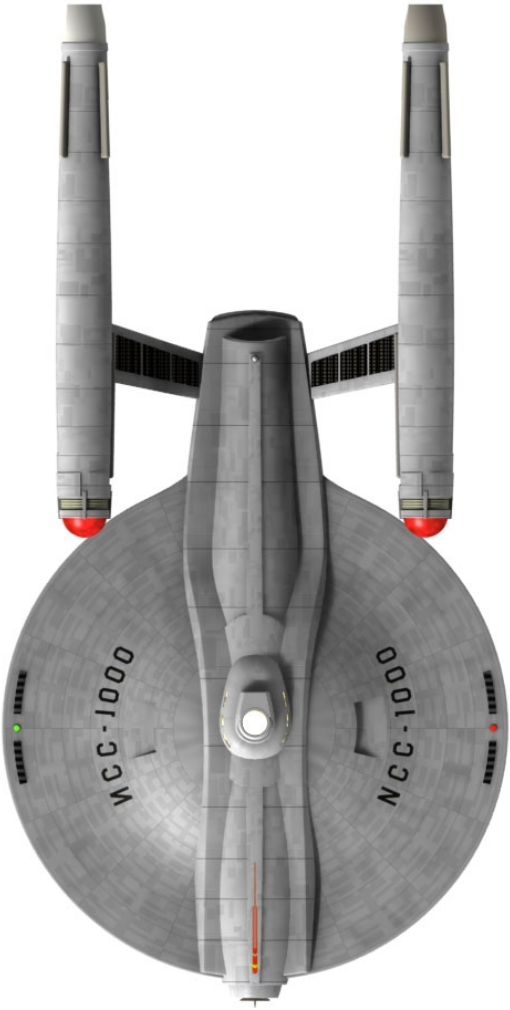
„Es hat mich sehr viel Kraft gekostet. Aber in den letzten Tagen habe ich erkannt, dass es Dinge in unserem Leben gibt, die uns *immer* begleiten. Egal, was wir dagegen tun. Dinge, die verwachsen sind mit uns, wie der Schatten an unseren Sohlen."

„Sprich es aus."

Plötzlich musste ich feststellen, dass es mir gar nicht mehr widerstrebte, ihm meine Geschichte zu offenbaren. Fast freute ich mich darauf. Es

war eine letzte Abrechnung mit mir selbst und der scheußlichen Welt, die mich hervorgebracht hatte. Auch wenn es bedeutete, vom größten, nimmer enden wollenden Schmerz meines Lebens zu erzählen.

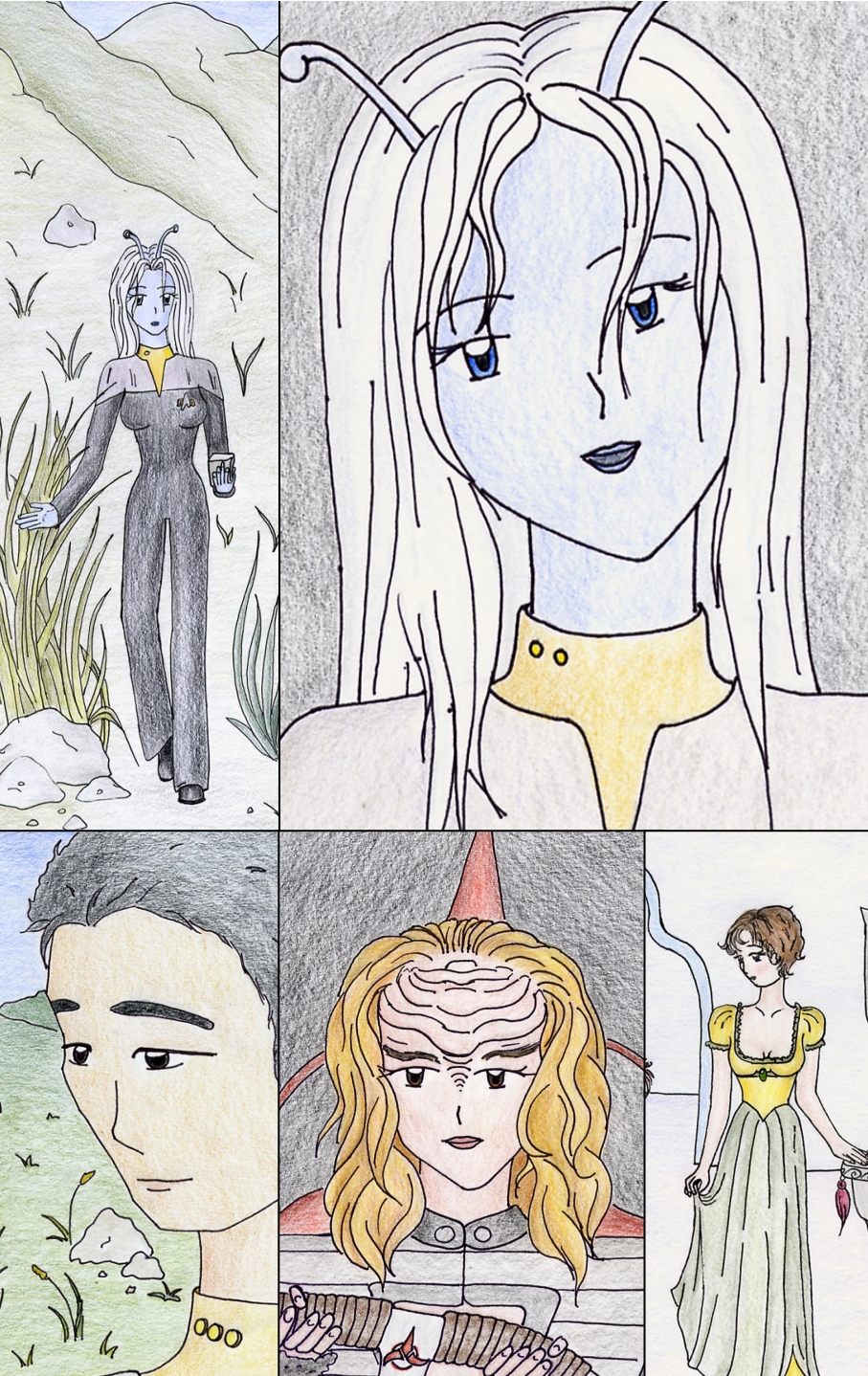
Von der Hölle, in der ich immer noch saß, immer gesessen hatte und am lebendigen Leibe langsam verbrannte, während ein paranoider Clown neben mir lachte.



Fortsetzung folgt…

Wussten Sie, dass...

...es schon ein *Innisfree* bei *Star Trek Companion* gab? Es entstand in den Jahren 2005 und 2006. Insgesamt wurden vier von sechs geplanten Bänden fertig gestellt. Diese Vorgeschichte bildete für mich den eigentlichen Anlass, es noch einmal unter dem *Innisfree*–Label zu versuchen. Wie es sich für einen ordentlichen Relaunch gehört, erinnern im neuen *Innisfree* nur noch einige Themen und Namen vage an die Vorlage...



Bemerkung zum
Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek™ und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.

#1

Vor einhundert Jahren verschwanden die Aenar, eine ominöse Unterspezies der Andorianer, spurlos. Nun droht das andorianische Volk, von einem namenlosen Leiden befallen, in absehbarer Zeit auszusterben. Ob es eine Verbindung zwischen beiden Ereignissen gibt?

Diese Frage stellte sich die junge Camishaa sh'Gaetha, seit ihr Geist erwachte und sie die erschreckende Wahrheit herausfand, welche seit geraumer Zeit den Fortbestand ihrer Spezies bedroht.

Doch Andoria raubte ihr die Luft zum Atem. Noch bevor Camishaa ihre Welt verließ, zahlte sie einen hohen Preis. Sie schwor sich, nie wieder dorthin zurückzukehren und sich fortan dem eigenen Leben zu widmen. Sie verwirklichte ihren Traum und trat der Akademie der Sternenflotte bei.

Vier Jahre später beendet die junge Frau ihre Ausbildung zum Offizier. Noch will Camishaa, die ihre Vergangenheit zu verdrängen lernte, daran glauben, dass der Aufbruch erst bevorsteht. Doch dann beginnt sie das Gestern auf erschreckende Weise einzuholen. Der gnadenlose Kollaps ihres bisherigen Lebens fällt zusammen mit der Begegnung mit einem Mann, der ihr unheimlich und doch vertraut ist...

Paramount
A VIACOM COMPANY
a creation of STC universe